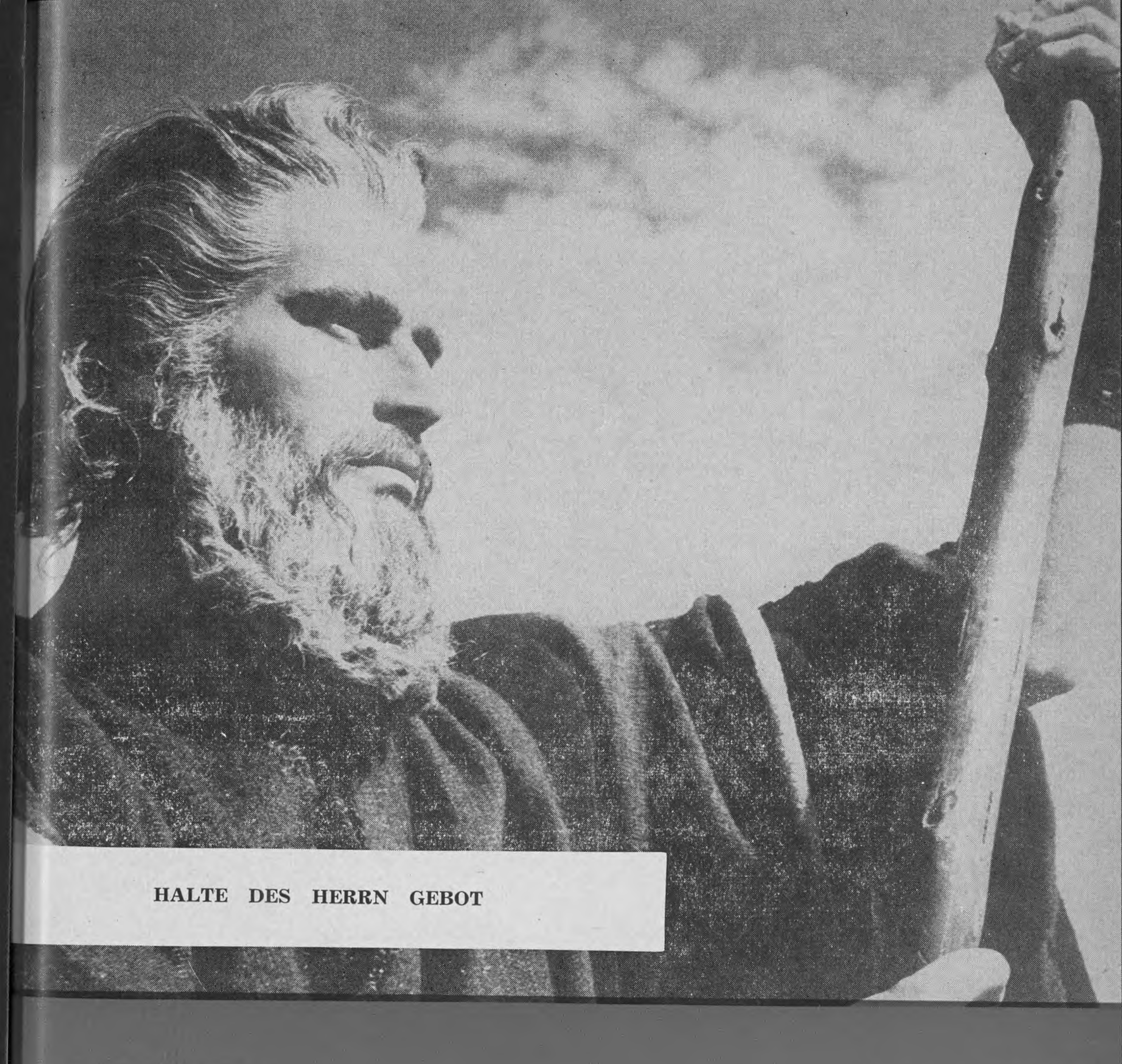


Februar 1957

DER MARIENBOTE



Salve Regina Misericordiae!

Sei gegrüßt, du Mutter, du Königin der Barmherzigkeit! Du Hoffnung der Erde sei gegrüßt! Ganz mächtig greift Maria in unsere Zeit ein, um sie zu entdämonisieren und zu rechristianisieren. Sie, die starke Frau, die Siegerin in den Schlachten Gottes. Die Satansbesiegerin will die dämonischen Feuer auf unserer Erde austreten, will die dunklen Schleier der apokalyptischen Bedrohungen und Ängste von unseren Augen hinwegnehmen. Sie reißt den Himmel neu auf über unserer Zeit. Sie macht unsere Zeit wieder hell. Sie will unserem Dasein wieder Ordnung, Kraft und Schönheit geben. Will die schlimmste Sünde unserer Zeit austreten: den Haß, will die herrlichste aller Tugenden neu pflanzen: die Liebe. Sie kann uns fähig machen, den Haß fortzulieben. Zu ihr vor allem flehen wir: "Laß uns den Haß, das bittere Leid, fortlieben aus der dunklen Zeit!" Unser Feind, unter dessen Schlägen sich die Menschheit krümmt, ist auch ihr Feind, die Schlange, welche die Frau verfolgte, die den Knaben geboren hatte. "Da schleuderte die Schlange aus ihrem Maul der Frau einen Wasserstrom nach, damit sie von den Fluten fortgerissen werde" (Geh. Offb. 12, 15). Unser Kampf ist auch ihr Kampf. Sie, die große Jasagerin zu den Plänen und Werken Gottes, ist die erbitterste und auch die mächtigste Feindin des ewigen Neinsagers, des gefährlichsten Erschütterers der Welt. Sie hilft uns, unser Ja der Taufe zu erfüllen: "Widersagst du dem Teufel und all seiner Pracht? Ich widersage!" Groß ist ihre Macht, ihre Güte ohne Grenze, ohne Maß ihr mütterlich Erbarmen.

Unser Beten zu Maria bewirkt, "daß der Geist aufgerichtet, zu entschlossenen Taten angeleitet wird und zu den göttlichen Dingen aufsteigt" (Leo XIII).

Unbefleckte Königin. Du erfüllst uns mit Mut und neuem Zukunftsvertrauen. Wir singen dir ein neues Jubellied, ein Lied der Freude und der Liebe. Du aber, o barmherzige Königin, wende deine barmherzigen Augen uns zu. Nicht nur den Christen, auch den Nichtchristen und den Verfolgern des Reiches Gottes. Vor allem aber denen, die Verfolgung leiden.

Du barmherzige Königin, Dank sei deiner Barmherzigkeit!

Du Unbefleckte Jungfrau, Du Hochgebenedeite, begnade, segne unser Volk und unsere Heimat.

Josef Löw

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249. Battleford, Sask., Canada.



A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

25. Jahrgang Februar 1957, Battleford, Sask. No. 5

Dies und Das

Blut und Leben sind der Preis Still, in der Demut eines tief Geschlagenen, schrieb der ungarische Kardinal Mindszenty im November an Präsident Eisenhower: „Als Schiffbrüchiger der ungarischen Freiheit wurde ich auf Grund Ihres Wohlwollens an Bord genommen und befinde mich zur Zeit als Gast Ihrer Gesandschaft, einer Zufluchtsstätte in meinem eigenen Lande. Ihre Gastfreundschaft hat mich ganz gewiß von einem sofortigen Tod gerettet. . . . Möge das hohe Maß Ihrer edlen Bemühungen einen Hoffnungsstrahl richten auf unser seit langem leidtragendes Volk, das nun schon den fünften Tag der Bombardierung, von Kanonenfeuer und Flammentod erdulden muß als Zeugnis seines Willens vor Gott und der Welt wieder frei zu sein; dessen Söhne im gegenwärtigen Augenblick in die Versklavung geschleppt werden und dessen Kinder im Todeskampfe um Hilfe schreien in den zerstörten Wohnungen, Heimen und Hospitälern. . . . Ich bitte Sie ergebenst, diese kleine und ehrbare Nation, die im Augenblick so viel Leid und selbst den Tod im Dienste der Freiheit erduldet, nicht zu vergessen."

Mußte es so kommen? Hin und her gehen die Meinungen, ob die freie Welt des Westens nicht doch das Blutbad Ungarns hätte verhindern können. Da gibt es Stimmen, die wohl anerkennen, daß Ungarn sich für die Freiheit des Westens geopfert habe, während die Westmächte zähneknirschend dem Morden der Sowjets in Ungarn zuschauen mußten. Sie haben nicht helfen können, da jedes militärische Eingreifen mit aller Sicherheit die ganze Menschheit in einen dritten Weltkrieg gestürzt hätte, wobei Ungarn zu einem noch größeren Kriegsschauplatz geworden wäre.

Andere schreiben: „So groß das Leichentuch der Sowjets über Ungarn ist — es ist nicht groß genug, um die Schande jener zu bedecken, die tatenlos der Ermordung der Freiheit zugesehen haben. An vorderster Stelle des Prangers steht das Gespenst der Vereinigten Nationen. Erst als es zu spät war, raffte sich dieses von der Vetomaschine der Sowjets seit Anbeginn gelähmte Weltregium zur Schaffung eines eigenen Exekutivorgans auf, das spätestens nach dem Kanalstreich Nasser's hätte gebildet werden müssen, damit seine „Empfehlungen" nicht Hohn und Spott bleiben. Unbegreiflicher Weise traten die Vereinigten Nationen erst am späten Abend des Budapester Blutsonntags — nach sowjetischem Veto — zusammen und setzten die plötzlich in erstaunlich kurzer Frist gebildete Exekutive zuerst auf Ägypten, statt auf Ungarn an, wohl wissend, daß sich der Kreml jeder Kontrolle seines ungarischen Progroms widersetzen würde." (Rheinischer Merkur)

Koexistenz Mächtig sind die Großen der Welt, und doch so ganz ohne Macht, dem Menschen zu geben, was den Tieren der Wälder gegeben ist: Freiheit! Die Freiheit, Mensch zu sein. Mensch unter Menschen, und Mensch

mit freiem Zutritt zu Recht und Gott. Innerhalb von zehn Tagen sprach Papst Pius XII., Ende Oktober und anfangs November in drei wichtigen Enzykliken zu den Völkern der Welt. Erschüttert von Ungarns Schicksal, sprach er über den Frieden, wie er sein sollte und sein könnte, wenn Recht und Pflicht von den Menschen geachtet wären.

Freilich stehen dem Papst keine Armeen zur Verfügung, mit denen er drohen könnte um zu unterstreichen, wie bitter ernst ihm seine Mahnungen und seine Entschlossenheit sind, für den Frieden zu wirken. Das Oberhaupt der Christenheit kann nur auf Grundsätze aufmerksam machen, und es kann der Papst nur bitten und flehen — und beten. Wohl hört die Welt seine Stimme. Man hat sich aber vorläufig mit „halbem Weg" begnügt, mit der Versicherung der Russen, daß sie bereit seien, „mit allen demokratischen Nationen des Westens in friedlicher Koexistenz zusammen zu leben."

Dazu schreibt man heute: Unser Glaube an diese friedliche Koexistenz „ist in Ungarn blutig erstorben. Es kann nur noch die Koexistenz einer vereinigten, gerüsteten, wachsamen Welt des freien Westens neben dem bis an die Zähne bewaffneten Sowjetimperium geben, also eine *bewaffnete Koexistenz*. ... Nie dürfte der Westen vermeinen, er könne sich mit den Sowjets auf eine Schachpartie einlassen, ohne die entsicherte Pistole in der Tasche zu haben — für alle Fälle! Denn die Sowjets schlagen unbarmherzig zu, wenn sie es für nötig halten. Der Glaube, man könne dem Westen die Freiheit erhalten, ohne ihn zu sichern, ist utopisch." (Paul Dahn, Feuerreiter, 24. Nov.)

Kurzen Prozeß machen?

Das ist die harte Sprache unserer Tage, die uns ganz genau sagt, was zu erwarten ist. Eine Sprache, die ganz anders klingt als die Gedanken päpstlicher Enzykliken. Das Schwert macht kurzen Prozeß, während der Kirche Gedankengut von einem länger dauernden Prozeß spricht. Von einem Prozeß ohne fremdes Blut und mit viel schmerzlicher Gewalt, sich selbst angetan. Daß die Predigt der Kirche über diesen „langen Prozeß" wenig Eindruck selbst auf uns Christen macht, ist eine zu betrauernde Tatsache. Ohne daß wir uns dessen bewußt sind, ist es halt so an uns Christen geschehen, daß wir nicht einmal mehr die Sprache des gerechten Schwertes verstehen. Wir denken ans Rächen und ans Dreinschlagen. Doch — täuschen wir uns nicht! Die Sprache der Enzykliken ist die Sprache und die Logik des Christentums. Wir sollten uns ganz klar darüber sein, welcher Art die Dinge sind, an die zu glauben, von denen alles zu erhoffen und die zu lieben unser christliches Bekenntnis ist.

Am 14. September sprach Pius XII. zu den Teilnehmern der „VI. Nationalen Woche für zeitgemäße Seelsorge" in Italien. Der Heilige Vater fand es notwendig zu unterstreichen, daß die Kirche nichts anderes verkünden dürfe als was der Herr verkündet hat. Es sei wohl darauf zu achten, der Kirche Wort immer der Predigt Christi anzupassen. Dieses sei viel wichtiger und entscheidender als alle Versuche, die Lehre der Kirche zu „modernisieren" und den Gedankengängen der Welt anzupassen. Was aber die Kirche als Fortsetzung der Lehre Jesu verkündet, sind, wie Papst Pius XII. in derselben Ansprache es aufzählt: Gebet, Demut, Selbstverleugnung, Opfer, Beherrschung der Leidenschaften, Kreuztragen, Streben nach Vollkommenheit, Unterwerfung, Barmherzigkeit, Verzeihen, und vor allem Liebe zum freundlichen und zum feindlichen Nächsten und zu Gott.

Hier nun liegt der wesentliche Unterschied zwischen nichtchristlichen Richtungen und dem Christentum: Der Geist der Welt, fleischwerdend in immer neuen politischen und weltanschaulichen „Erlösungslehren", fleischgeworden heute in den Sowjets, wählt mit drohendem, dreinschlagendem Schwert grundsätzlich immer den „kurzen Prozeß"; die Kirche predigt den „langen Prozeß" des Überwindens alles Bösen durch Verchristlichung der Gewissen. Der „kurze Prozeß" muß sich, um sein Ziel zu erreichen, für das Verbreiten von Angst und Tod entscheiden, der „lange Prozeß" bekennt sich zur fast utopisch klingenden Macht der Liebe und zum vollen Verschenken aller Möglichkeiten zu leben — jetzt und ewig.

Es mag das Programm der Kirche utopisch klingen. In Wirklichkeit hat es nichts mit Schwärmereien von einer „idealen Welt mit der Bergpredigt als Verfassung und Gesetzgebung" gemeinsam. Die Kirche weiß sehr wohl, daß sie hier auf Erden im Pilgerstand bleiben wird, auf der Wanderschaft durch Zeitepochen, die nicht gewillt sind, die „andere Backe" zum Streich hinzuhalten und „im Geist christlicher Gewaltlosigkeit" auf Rechte und Unrechte zu verzichten. Die, ganz im Gegenteil, Gewalt, recht oder unrecht, als einziges Mittel betrachten, sich das Seine und noch viel mehr zu holen.

In einer solchen Welt geht es nicht an, nur vom Überwinden des Bösen durch Gebet und Demut, Verzeihen und Liebe zu sprechen. Da muß es auch ein Recht- und Strafwesen geben, das jede gute Ordnung in der Macht voller Gerechtigkeit zu beschützen weiß.

Es kommt uns heute jedoch nicht darauf an, über Kirche und Schwert, über christlich-irdische Gesetzgebung und internationale Ordnung zu reden. Es

handelt sich uns vielmehr um den Grundsatz, der immer wieder in den päpstlichen Enzykliken Ausdruck findet: Verchristlichung des öffentlichen und des internationalen Lebens.

Es ist an der Zeit, diese Dinge wieder einmal vollseitig sehen und verstehen zu lernen. Wir sehen nämlich beides, das Schwert und die Enzykliken, immer nur einseitig. Darum das fast mitleidige Lächeln auf den Lippen vieler Christen, wenn immer sie die Kirche vom Beten, von Selbstüberwindung, von Liebe und „anderen frommen Dingen" reden hören.

Der „kurze Prozeß" des Schwertes allein bringt Not und Tod, ganz gleich wer es führt, Kommunist oder Christ. Was die Kirche über den „langen Prozeß" lehrt, haben wir u. a. in aller Klarheit in der großen Weihnachtsbotschaft Papst Pius XII. von 1955 beschrieben. Dort sprach der Vertreter Christi darüber, warum beides verworfen ist, das kurzen Prozeß machende Schwert der Kommunisten und die Vertreter einer einseitig interpretierten Bergpredigt, die „Vertreter eines falschen inneren Lebens" unter den Christen, die da wünschen, daß der Mensch dem fieberhaften äußeren Dynamismus der Welt entsage, „daß er sich verschließe in sich selbst", um nur dem Inneren zu leben. In derselben Weihnachtsbotschaft können wir auch nachlesen, was die Kirche von der Einstellung des Christen der Welt gegenüber, was die Kirche über Gesellschaftssystem, Recht, Gesetz, technische und industrielle Entwicklung und der pflichtgemäßen Anteilnahme des Christen an diesen Ordnungen lehrt.

„Auf diese (in der Weihnachtsbotschaft von 1955) Grundsätze und Richtlinien beriefen sich bisher in Theorie und Praxis die im Christentum gefestigten Menschen, um, so weit es in ihrer Macht lag, die Ordnung zu verwirklichen, welche die Sicherheit gewährleistet. Doch wußten zum Unterschied von den Modernen unsere Vorfahren — auch aus Irrtümern, von denen ihre konkreten Anwendungen nicht frei waren —, daß die menschlichen Kräfte im Schaffen der Sicherheit in sich begrenzt sind; und deshalb nahmen sie ihre Zuflucht zum Gebet, um zu erlangen, daß eine weit höhere Macht ihr Ungenügen ergänze. Das Abkommen vom Gebet aber ist dem sogenannten industriellen Zeitalter das auffallendste Sympton des behaupteten Selbstgenügens, dessen sich der moderne Mensch rühmt", sprach Pius XII. Weihnachten vor zwei Jahren.

Eine Botschaft, die uns Christen geläufig sein sollte wie das Vaterunser! Die uns in aller Klarheit zeigt, daß da doch etwas hinter den Enzykliken steckt, was der Welt zur Rettung werden könnte. Nicht die Sprache der Kirche ist utopisch — utopisch spricht, wer aus Gedankengängen heraus über den „kurzen Prozeß" des Schwertes redet, die sich vom Gedankengut des Christentums befreit haben und eben bei jenem „Selbstgenügen" angelangt sind, vor dem Papst Pius XII. im Namen der Kirche immer wieder warnt.

Etwas von jenen Dingen, die Pius XII. in seiner Ansprache an die Prediger Italiens erwähnte: Gebet, Demut, Unterwerfung — täte uns Christen gut. Es würde uns verstehen lehren, worum es sich der Kirche eigentlich handelt. Dann würden wir nicht mehr blind die Frage Blinder wiederholen: Warum tut die Kirche nichts? Wir würden mit dem „Tun" beginnen, denn wir würden dann begriffen haben, daß wir die Kirche sind.

– Der Schriftleiter

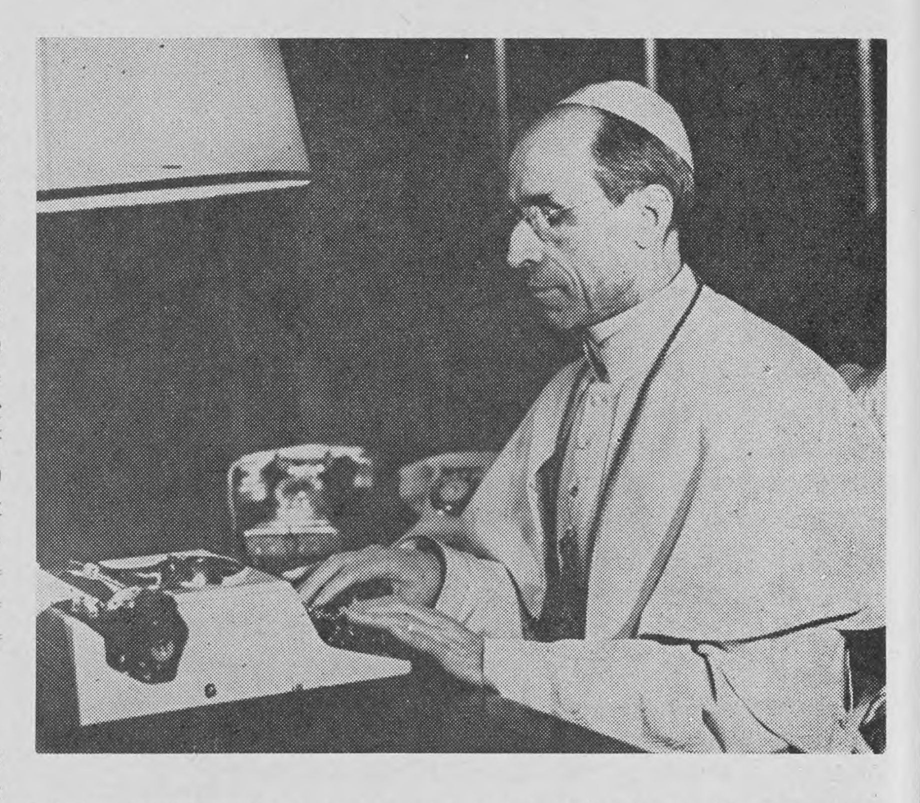
Es wächst viel Brot
in der Winternacht,
weil unter dem Schnee
frisch grünet die Saat.
Erst wenn im Lenze
die Sonne lacht,
spürst du was Gutes
der Winter tat.
Und dünkt die Welt
dich öd und leer
Und sind die Tage
dir rauh und schwer
Sei still und habe
des Wandels acht
Es wächst viel Brot
in der Winternacht.

Friedrich Wilhelm Weber

**Verwitternde Steine
Nur bleiche Totengebeine.
Auf alle nun harret das große
Gericht,
Wo Christus, der Herr, das
Urteil spricht.
Ewig die Seel', die dem Himmel
abstammt,
Und glücklich, die Gottes Liebe
entflammt.
Sie erbet dort oben im Himmel
verschönt
Den Lohn, der dorten die Se-
ligen krönt.
Lebt wohl denn, Geliebte, in
himmlischen Höhen
Auf ewig ein seliges Wiedersehen.**

Einigt Euch in Frieden und Freiheit

Rundfunkbotschaft Papst Pius XII. an alle Völker der Erde vom 10. November 1956



Zu dem tiefen Schmerz Unseres Vaterherzens über das unermeßliche Unrecht, das man dem geliebten ungarischen Volk zugefügt hat, dem man lediglich zur Last legen konnte, seine elementaren menschlichen Rechte respektiert wissen zu wollen, gesellt sich die beängstigende Sorge für den bedrohten Frieden der Welt und der Kummer, wenn Wir beobachten müssen, wie die Reihen jener immer lichter geworden sind, auf deren Autorität, Einigkeit und guten Willen man viel rechnen zu können schien für die allmähliche Wiederherstellung der Eintracht unter den Nationen in Gerechtigkeit und christlicher Freiheit.

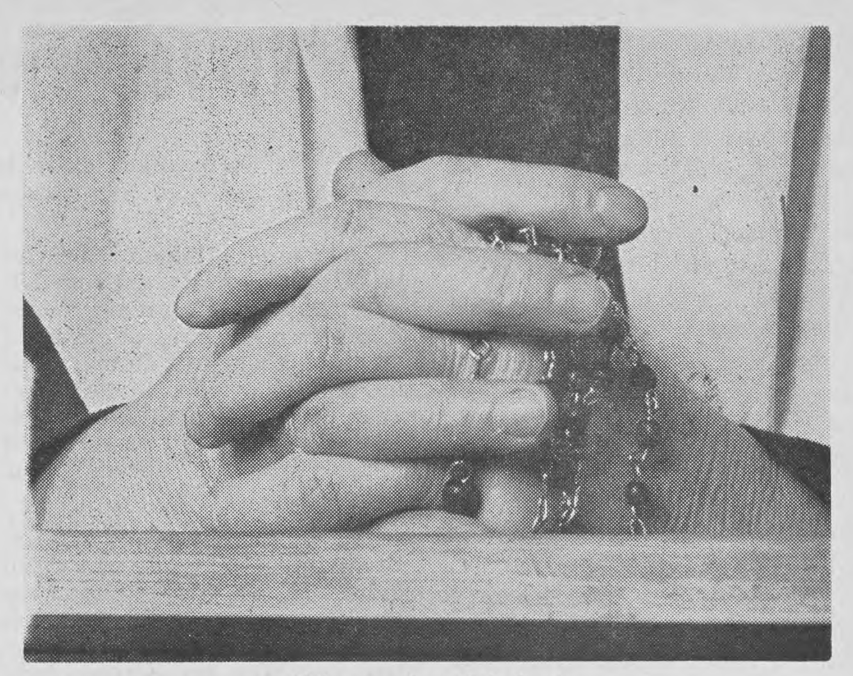
Die Welt ist erschüttert

Wer könnte verneinen, daß das Anliegen des Friedens und der gerechten Freiheit bittere Rückschritte gemacht und die Hoffnung hierauf, die mühsam wieder sich Bahn gebrochen hatte und durch zahlreiche Bekundungen erhärtet wurde, wieder mit sich in das Dunkel gezerrt hat. Soviel Blut ist ungerechter Weise vergossen worden, soviel Trauerfälle und soviel ganz unvorhergesehene grausame Vernichtung. Das dünne Band des Vertrauens, das die Völker wieder zu vereinigen anfing und die Gemüter in etwa stützte, scheint wieder zu zerreißen. Verdacht und Mißtrauen haben eine tiefe Trennungskluft aufgerissen. Die gesamte Welt ist mit Recht aufgebracht angesichts der übereilten Zuflucht zur Gewalt, die unzählige Male von allen geächtet ist als Mittel, um bestehende Gegensätze zu bereinigen und den Sieg des Rechtes zu gewährleisten. Es besteht kein Zweifel, daß die Welt durch die schwere Krise dieser Tage der Gewalt die rechte Richtung verloren hat und in ihrem Vertrauen erschüttert wurde, weil sie erneut eine Politik erleben mußte, die Sonderinteressen und wirtschaftliche Vorteile höher stellt als das menschliche Leben und die moralischen Werte.

Angesichts dieses Zerrbildes der Gerechtigkeit und der Bruderliebe, angesichts der bleibenden Skepsis der Menschen gegenüber der Zukunft, angesichts der gesteigerten Uneinigkeit der Gemüter, möchten Wir, die Wir von Gott den Auftrag erhalten haben, das Wohl aller Nationen zu fördern, und die Wir der festen Überzeugung sind, daß der Frieden kein leerer Wahn ist, sondern eine Verpflichtung, die von allen erfüllt werden kann, beseelt von dem Wunsch, unseren Beitrag zu leisten, um den Frieden in sich

In der Nacht zum 6. November 1956 hat Papst Pius XII. eine Enzyklika an die Bischöfe der ganzen Welt gerichtet. Vier Tage später, am 10. November, konnten alle Völker der Erde den Vater der Christenheit in einer besonderen Rundfunkbotschaft sprechen hören. Innerhalb von zehn Tagen hat unser Heiliger Vater, Pius XII., dreimal, in drei Enzykliken, zur Welt gesprochen. Anlaß gaben ihm die erschütternden Ereignisse in Ungarn. Ist die hier veröffentlichte Enzyklika auch hauptsächlichst an die verantwortlichen Staatenlenker gerichtet, so ruft sie zu gleicher Zeit auch jeden Katholiken auf, durch Beten und durch ernstes Mitwirken, Freiheit und Frieden der Welt zu erhalten.

und in den Prinzipien, auf denen er beruht, zu erhalten, möchten Wir also an alle Völker den eindringlichen Appell richten: Stellen wir die Wege des Friedens wieder her, bekräftigen wir die Einigung jener, die den Frieden wünschen und erneuern wir das Vertrauen bei jenen, die es verloren haben. Daher wenden Wir uns vor allem an euch, geliebte Völker, alle Männer und Frauen, Intellektuelle, Arbeiter, Handwerker und Bauern, jeder Herkunft und des Landes, daß ihr denen, die euch regieren, eure innersten Gefühle und eure wirklichen Erwartungen kund tun möchtet. Die jüngsten Ereignisse haben bestätigt, daß die Völker, die Familien und die Einzelnen den Frieden bei der Arbeit und in der Familie jedem anderen noch so ersehnten Wert vorziehen, auf den zu verzichten sie bereit sind, wenn er nur zu erlangen wäre durch Tyrannei oder durch die Gefahr eines Krieges mit seinen Folgen: Ruinen, Trauer, Gefangenschaft und Tod.



Gib uns den Frieden!

Macht Schluß mit der Unterdrückung

Im Namen der Religion, der Kultur und des gesunden menschlichen Empfindens macht Schluß mit der illegalen und brutalen Unterdrückung, mit den Kriegsplanungen und Vormachtsstellungen, alles Dinge, die das irdische Leben in einen Abgrund von Angst und Schrecken verwandeln, die die Seelen töten und die Ergebnisse von Arbeit und Fortschritt vernichten. Die Stimme der Natur muß in jeder Nation nach innen und nach außen laut verkündet werden, sie muß von denjenigen, denen die Völker die Macht anvertraut haben, gehört und aufgenommen werden. Eine öffentliche Gewalt, die, wenn es ihr zukommt, nicht bestrebt wäre, wenigstens Leben, Frieden und Ruhe der Bürger sicherzustellen, würde damit, was auch immer ihr sonst zu verwirklichen gelänge, in ihren eigentlichen Zielen Schiffbruch erleiden.

Aber stärker als jeder andere Alpdruck liegen schwer auf den Gemütern die erschütternden Geschehnisse in Ungarn. Die allgemeine und spontane Betroffenheit der Welt, die auch die Aufmerksamkeit auf andere schwerwiegende Ereignisse nicht zu verringern vermag, zeigt, wie notwendig und dringlich es ist, den Völkern die Freiheit wiederzugeben, deren sie beraubt worden sind. Kann die Welt diesen ihren Brüdern gleichgültig gegenüber stehen und sie dem Geschick einer entwürdigenden Knechtschaft überlassen? Sicherlich kann das christliche Gewissen die moralische Verpflichtung nicht abschütteln, jedes erlaubte Mittel zu benutzen, damit ihre Würde wiederhergestellt und ihnen die Freiheit zurückgegeben werde. Wir verhehlen nicht, wie verwickelt gegenwärtig die Beziehungen unter den Nationen und unter den kontinentalen Gruppen sind, in denen sie sich befinden. Man höre jedoch auf die Stimme Gottes selbst, des Schöpfers und Vaters aller. Man setze selbst unter großen Opfern jedes andere Problem und jedes Sonderinteresse zurück hinter jenen vordringlichen und fundamentalen Regionen des menschlichen Lebens, die in die Sklaverei herabgewürdigt sind. Man kehre sobald nur möglich zurück, die Reihen enger zu schließen und in einer festen öffentlichen Vereinbarung alle Regierungen und Völker zu vereinigen, die da wollen, daß die Welt den Weg der Ehre und der Kinder Gottes gehe, Vereinbarungen auch, um ihre Mitglieder wirksam zu verteidigen gegen jeden ungerechten Angriff auf ihre Rechte und ihre Unabhängigkeit. Es wird alsdann nicht Schuld der Edeldenkenden sein, wenn für denjenigen, der sich von diesem Weg entfernt, nichts bleibt als trostlose Vereinsammung. Vielleicht wird das kompakte Zusammenhalten jener Nationen, die den Frieden und die Freiheit aufrichtig lieben, schon allein genügen, und Wir wünschen es von

ganzem Herzen, um diejenigen zu milderen Entschlüssen umzustimmen, die sich den elementaren Gesetzen des menschlichen Zusammenlebens entziehen und sich somit selbst des Rechtes berauben, im Namen der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit und des Friedens zu sprechen. Ihre Völker selbst werden wohl als erste die Notwendigkeit verspüren, wieder ein Teil der Menschheitsfamilie zu werden, um teilzuhaben an deren Ehre und Vorteilen.

Einigt euch in Freiheit und Frieden, ihr geliebten Völker des Ostens und des Westens, Glieder der gemeinsamen Menschheitsfamilie. Friede, Freiheit — diese ernsten Worte lassen keinen doppelten Sinn mehr zu. Sie haben ihren ursprünglichen klaren Sinn wieder erhalten, den Wir immer gemeint haben, und der hervorgeht aus den Grundsätzen der Natur selbst und aus dem offensichtlichen Willen des Schöpfers. Wiederholt sie, verkündet sie und setzt sie in die Tat um. Eure Regierungen seien getreue Dolmetscher eurer wahren Gesinnung und eures wahren Strebens. Gott der Herr wird euch helfen, er wird eure Kraft sein.

Im Namen Gottes

Gott, Gott, Gott — dieser unaussprechliche Name, Quelle allen Rechtes, aller Gerechtigkeit und aller Freiheit — in allen Parlamenten, auf den öffentlichen Plätzen, in den Privathäusern und in den Fabriken, aus dem Mund der Intellektuellen und der Arbeiter, in Presse und Rundfunk werde der Name Gottes, Ausdruck des Friedens und der Freiheit, zum Panier aller, die guten Willens sind, zum Band, das Völker und Nationen verbindet, zum Mal, in dem sich die Brüder erkennen und diejenigen, die zusammenarbeiten am Werke des gemeinsamen Heiles. Gott der Herr rüttle euch vom Schlaf auf, löse euch los von aller Mittäterschaft mit den Tyrannen und mit denen, die Kriege wollen, erleuchte eure Gewissen und stärke euren Willen beim Werk des Wiederaufbaus. Sein Name ertöne als innigster Aufruf zum Herrn vor allem in den Gotteshäusern und in den Herzen, auf daß durch seine unendliche Macht vollbracht wird, was die schwachen menschlichen Kräfte mit soviel Mühe zu vollbringen suchen. Mit diesem Gebet, das Wir als erstes zum Thron der Barmherzigkeit emporschicken, lassen Wir euch in der Zuversicht, geliebte Söhne, daß eine bessere Zukunft wieder aufleuchte über der Welt und auf eurem bedrückten Antlitz und daß nach so schweren Prüfungen der Friede wieder zurückkehre, heller, dauerhafter und gerechter.

Nerven wie Drahtseile

Stoßseufzer eines holländischen Pfarrers

Kirchgänger haben Nerven wie Drahtseile, davon bin ich mehr und mehr überzeugt. Wenn ich des Sonntags auf der Kanzel stehe, muß ich jetzt immer denken: da sitzt wieder so eine Garnitur von eisernen Menschen. Ich muß direkt aufpassen, daß ich sie nicht so anrede: "Ihr Eisenkerle . . . .!

Sie wollen wissen, warum Kirchgänger so massiv wie Eisen sind? Nun, ich will es Ihnen sagen. Es betrifft sowohl den Körper wie die Nerven. Da ist erstens der Weg zur Kirche. Ach, du mußt ja manchmal fünf Minuten, zehn Minuten, ja sogar eine ganze Viertelstunde laufen, bis die erste Kirche am Horizont erscheint. Naturen, die nicht von Eisen sind, sind davon natürlich schon vollkommen erschöpft. Du kannst ruhig einen ganzen Nachmittag von 2 bis 5 Uhr einkaufen gehen oder mit dem Kinderwagen zum Westende spazieren, wenn du am Ostende wohnst, das ist nichts im Vergleich mit dem aufreibenden Weg zur Kirche. Und dabei haben wir noch kein Wort gesagt vom Wetter! Wenn du des Morgens nach draußen schaust, erblickst du meistens eine gefährliche Wolke, die drohend ruft: "Komm nur heraus, wenn du den Mut dazu hast!" Leute mit normalem Nervensystem bringen diesen Mut nicht auf.

Nach einem derartigen Nervenschock vergißt du auch ganz, daß du im Besitz eines Mantels oder Schirms bist. Und wenn du es trotz der bedrohlichen Witterung dennoch wagst und nach entkräftendem Marsch in der Kirche ankommst, dann ist noch lange nicht alles überstanden! Beileibe nicht! In der Kirche wehen wahre Orkane von Zugluft. Wer da nicht von Eisen ist, muß sich ja in diesem Zug den Tod holen. Solltest du diese Orkane überstehen, dann ist der Rücken der meisten Menschen zu fein gebaut, als daß er eine ganze Stunde lang das Kirchgestühl vertragen könnte. Nicht wahr, das sind ja reine Folterwerkzeuge! Du mußt von Beton sein, wenn du nicht ganz gebrochen nach Hause wanken willst. Und dann die Orgel! Nerven von Stahl mußt du haben! Nicht daß die Organisten so herzzerreißend spielen; aber es greift so an. Zu Hause kann das Radio den ganzen Tag spielen, leichte und schwere Musik, du verträgst einen Ellington und Bach, und es macht dir nichts aus. Aber hier verlierst du total die Fassung. Nein, so ein Kirchgang verlangt schon stählerne Nerven.

Die Religioese Not der Ausgewanderten

Prälat Albert Büttner
"Berichte und Quellen" August 1956

Seelsorge ist auch immer Weltsorge — Sorge um die Welt, um jene auch, die da schlagen und treten und knechten und höhnisch hinweggehen über jedes Recht, weil sie sich geschaffen haben das Recht der Faust. Aus dem Geiste kommen Sünde und Unrecht. Wachen wir und schlafen wir nicht: Wir haben eine Aufgabe zu erfüllen! Die Aufgabe, unseren katholischen Neueinwanderern von jenem Geist zu geben, auf den sie Anspruch haben. — vom Geiste Gottes, wie er aus dem Herzen der Mutter Kirche kommt! Nicht nur schlechter Wille, auch Vernachlässigung von seiten jener, die Sorge tragen müssen, verhilft dem Ungeist des Unglaubens und des Bösen groß zu werden in seinen Taten. Die "religiöse Not der Ausgewanderten" ist auch unter uns. Machen wir uns mit diesem Problem bekannt — damit wir helfen können, wenn die Zeit kommt.

Wir haben nach dem Kriege erlebt, daß Millionen deutschsprachiger Menschen aus dem Osten Deutschlands, aus Rumänien, Jugoslawien, aus der Tschechoslowakei und anderen Gebieten vertrieben wurden und in die angestammte Heimat ihrer Vorfahren zurückkehrten. Wir haben erlebt, daß es ihnen oft schwer wurde, sich einzuleben, obwohl sie doch zu Menschen gleicher Sprache gekommen waren. Die Kirche hat eine eigene Flüchtlingsseelsorge eingerichtet, um es diesen Vertriebenen und Ausgewiesenen zu erleichtern, bei uns heimisch zu werden.

Wenn wir Verständnis **dafür** haben, um wieviel notwendiger dürfte wohl die Seelsorge für diejenigen sein, die ausgewandert sind, aber nicht zu Menschen gleicher Sprache, sondern in Länder mit anderer Sprache, anderen Sitten, völlig verschiedenen Bräuchen und ganz unterschiedlichen Lebensbedingungen. Wir wissen, daß viele Hunderttausende allein in den Nachkriegszeiten hinauszogen in ferne Länder, um Heimat und Brot zu finden.

Schon immer wanderten Angehörige unseres Volkes aus. In großen Zügen zogen sie vor 200 Jahren nach dem Osten, deren Nachkommen jetzt zum Teil zu uns zurückkehrten. Sie bauten ihre Dörfer und mitten drin ihre Kirche. Der Kirchturm war das Symbol der inneren Festigung. Groß war die alles Gute und Edle bewahrende Kraft der Kirche. Im letzten Jahrhundert bewegten sich die Scharen der Auswanderer nach Süd- und Nordamerika. Auch ihnen folgten Priester der alten Heimat. Sie gründeten mitten in den Städten Nordamerikas Pfarreien deutscher Sprache, die man deutsche Nationalpfarreien nannte, Die Kirche wußte, wie groß die religiösen und

ganzem Herzen, um diejenigen zu milderen Entschlüssen umzustimmen, die sich den elementaren Gesetzen des menschlichen Zusammenlebens entziehen und sich somit selbst des Rechtes berauben, im Namen der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit und des Friedens zu sprechen. Ihre Völker selbst werden wohl als erste die Notwendigkeit verspüren, wieder ein Teil der Menschheitsfamilie zu werden, um teilzuhaben an deren Ehre und Vorteilen.

Einigt euch in Freiheit und Frieden, ihr geliebten Völker des Ostens und des Westens, Glieder der gemeinsamen Menschheitsfamilie. Friede, Freiheit — diese ernsten Worte lassen keinen doppelten Sinn mehr zu. Sie haben ihren ursprünglichen klaren Sinn wieder erhalten, den Wir immer gemeint haben, und der hervorgeht aus den Grundsätzen der Natur selbst und aus dem offensichtlichen Willen des Schöpfers. Wiederholt sie, verkündet sie und setzt sie in die Tat um. Eure Regierungen seien getreue Dolmetscher eurer wahren Gesinnung und eures wahren Strebens. Gott der Herr wird euch helfen, er wird eure Kraft sein.

Im Namen Gottes

Gott, Gott, Gott — dieser unaussprechliche Name, Quelle allen Rechtes, aller Gerechtigkeit und aller Freiheit — in allen Parlamenten, auf den öffentlichen Plätzen, in den Privathäusern und in den Fabriken, aus dem Mund der Intellektuellen und der Arbeiter, in Presse und Rundfunk werde der Name Gottes, Ausdruck des Friedens und der Freiheit, zum Panier aller, die guten Willens sind, zum Band, das Völker und Nationen verbindet, zum Mal, in dem sich die Brüder erkennen und diejenigen, die zusammenarbeiten am Werke des gemeinsamen Heiles. Gott der Herr rüttle euch vom Schlaf auf, löse euch los von aller Mittäterschaft mit den Tyrannen und mit denen, die Kriege wollen, erleuchte eure Gewissen und stärke euren Willen beim Werk des Wiederaufbaus. Sein Name ertöne als innigster Aufruf zum Herrn vor allem in den Gotteshäusern und in den Herzen, auf daß durch seine unendliche Macht vollbracht wird, was die schwachen menschlichen Kräfte mit soviel Mühe zu vollbringen suchen. Mit diesem Gebet, das Wir als erstes zum Thron der Barmherzigkeit emporschicken, lassen Wir euch in der Zuversicht, geliebte Söhne, daß eine bessere Zukunft wieder aufleuchte über der Welt und auf eurem bedrückten Antlitz und daß nach so schweren Prüfungen der Friede wieder zurückkehre, heller, dauerhafter und gerechter.

Nerven wie Drahtseile

Stoßseufzer eines holländischen Pfarrers

Kirchgänger haben Nerven wie Drahtseile, davon bin ich mehr und mehr überzeugt. Wenn ich des Sonntags auf der Kanzel stehe, muß ich jetzt immer denken: da sitzt wieder so eine Garnitur von eisernen Menschen. Ich muß direkt aufpassen, daß ich sie nicht so anrede: "Ihr Eisenkerle . . . .!

Sie wollen wissen, warum Kirchgänger so massiv wie Eisen sind? Nun, ich will es Ihnen sagen. Es betrifft sowohl den Körper wie die Nerven. Da ist erstens der Weg zur Kirche. Ach, du mußt ja manchmal fünf Minuten, zehn Minuten, ja sogar eine ganze Viertelstunde laufen, bis die erste Kirche am Horizont erscheint. Naturen, die nicht von Eisen sind, sind davon natürlich schon vollkommen erschöpft. Du kannst ruhig einen ganzen Nachmittag von 2 bis 5 Uhr einkaufen gehen oder mit dem Kinderwagen zum Westende spazieren, wenn du am Ostende wohnst, das ist nichts im Vergleich mit dem aufreibenden Weg zur Kirche. Und dabei haben wir noch kein Wort gesagt vom Wetter! Wenn du des Morgens nach draußen schaust, erblickst du meistens eine gefährliche Wolke, die drohend ruft: "Komm nur heraus, wenn du den Mut dazu hast!" Leute mit normalem Nervensystem bringen diesen Mut nicht auf.

Nach einem derartigen Nervenschock vergißt du auch ganz, daß du im Besitz eines Mantels oder Schirms bist. Und wenn du es trotz der bedrohlichen Witterung dennoch wagst und nach entkräftendem Marsch in der Kirche ankommst, dann ist noch lange nicht alles überstanden! Beileibe nicht! In der Kirche wehen wahre Orkane von Zugluft. Wer da nicht von Eisen ist, muß sich ja in diesem Zug den Tod holen. Solltest du diese Orkane überstehen, dann ist der Rücken der meisten Menschen zu fein gebaut, als daß er eine ganze Stunde lang das Kirchgestühl vertragen könnte. Nicht wahr, das sind ja reine Folterwerkzeuge! Du mußt von Beton sein, wenn du nicht ganz gebrochen nach Hause wanken willst. Und dann die Orgel! Nerven von Stahl mußt du haben! Nicht daß die Organisten so herzzerreißend spielen; aber es greift so an. Zu Hause kann das Radio den ganzen Tag spielen, leichte und schwere Musik, du verträgst einen Ellington und Bach, und es macht dir nichts aus. Aber hier verlierst du total die Fassung. Nein, so ein Kirchgang verlangt schon stählerne Nerven.

Die Religioese Not der Ausgewanderten

Prälat Albert Büttner
"Berichte und Quellen" August 1956

Seelsorge ist auch immer Weltsorge — Sorge um die Welt, um jene auch, die da schlagen und treten und knechten und höhnisch hinweggehen über jedes Recht, weil sie sich geschaffen haben das Recht der Faust. Aus dem Geiste kommen Sünde und Unrecht. Wachen wir und schlafen wir nicht: Wir haben eine Aufgabe zu erfüllen! Die Aufgabe, unseren katholischen Neueinwanderern von jenem Geist zu geben, auf den sie Anspruch haben. — vom Geiste Gottes, wie er aus dem Herzen der Mutter Kirche kommt! Nicht nur schlechter Wille, auch Vernachlässigung von seiten jener, die Sorge tragen müssen, verhilft dem Ungeist des Unglaubens und des Bösen groß zu werden in seinen Taten. Die "religiöse Not der Ausgewanderten" ist auch unter uns. Machen wir uns mit diesem Problem bekannt — damit wir helfen können, wenn die Zeit kommt.

Wir haben nach dem Kriege erlebt, daß Millionen deutschsprachiger Menschen aus dem Osten Deutschlands, aus Rumänien, Jugoslawien, aus der Tschechoslowakei und anderen Gebieten vertrieben wurden und in die angestammte Heimat ihrer Vorfahren zurückkehrten. Wir haben erlebt, daß es ihnen oft schwer wurde, sich einzuleben, obwohl sie doch zu Menschen gleicher Sprache gekommen waren. Die Kirche hat eine eigene Flüchtlingsseelsorge eingerichtet, um es diesen Vertriebenen und Ausgewiesenen zu erleichtern, bei uns heimisch zu werden.

Wenn wir Verständnis **dafür** haben, um wieviel notwendiger dürfte wohl die Seelsorge für diejenigen sein, die ausgewandert sind, aber nicht zu Menschen gleicher Sprache, sondern in Länder mit anderer Sprache, anderen Sitten, völlig verschiedenen Bräuchen und ganz unterschiedlichen Lebensbedingungen. Wir wissen, daß viele Hunderttausende allein in den Nachkriegszeiten hinauszogen in ferne Länder, um Heimat und Brot zu finden.

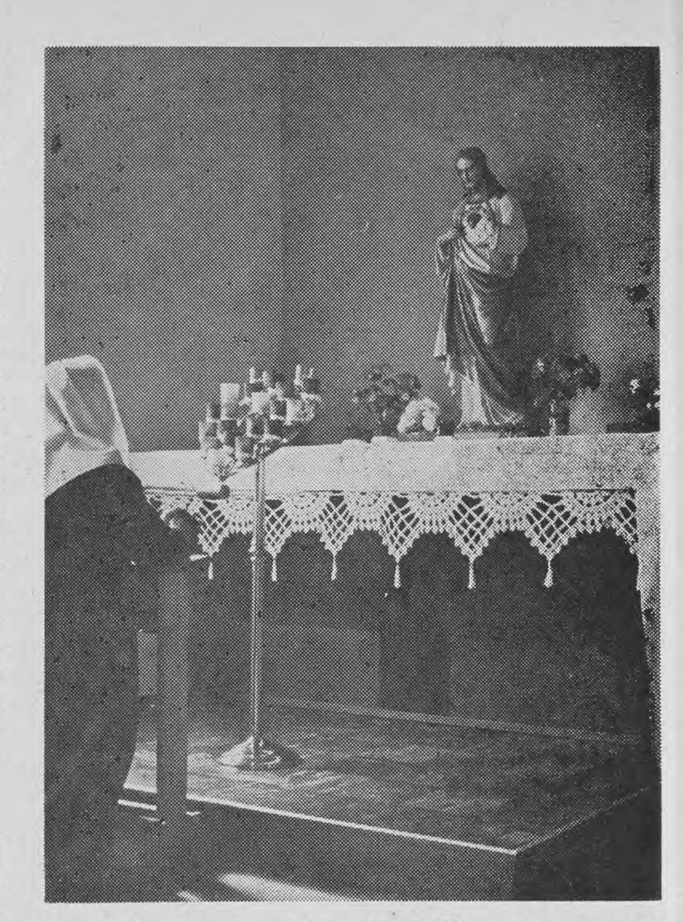
Schon immer wanderten Angehörige unseres Volkes aus. In großen Zügen zogen sie vor 200 Jahren nach dem Osten, deren Nachkommen jetzt zum Teil zu uns zurückkehrten. Sie bauten ihre Dörfer und mitten drin ihre Kirche. Der Kirchturm war das Symbol der inneren Festigung. Groß war die alles Gute und Edle bewahrende Kraft der Kirche. Im letzten Jahrhundert bewegten sich die Scharen der Auswanderer nach Süd- und Nordamerika. Auch ihnen folgten Priester der alten Heimat. Sie gründeten mitten in den Städten Nordamerikas Pfarreien deutscher Sprache, die man deutsche Nationalpfarreien nannte, Die Kirche wußte, wie groß die religiösen und

kulturellen Werte waren, die die Menschen mit hinüber nahmen in die neue Heimat. Sie wußte, daß man ihnen Betreuung, Sorge und Liebe entgegen bringen mußte, damit sie nicht verlorengingen. Trotzdem müßte es nach der Zahl der Einwanderer heute 20 Millionen Katholiken mehr geben, allein in den Vereinigten Staaten!

Auswanderung ist immer Auspflanzung des Menschen aus dem Mutterboden der Heimat und Umpflanzung in fremde Erde. Wie man einer Pflanze beim Versetzen Muttererde um die Wurzeln schlägt, so hat auch der Mensch Muttererde im fremden Boden nötig. Ein wesentliches Stück Heimat und Mutterboden ist aber die muttersprachige Seelsorge. Das religiöse Leben gedeiht nicht im luftleeren Raum. Es ist auf das Engste verbunden mit der Familie und dem Volke. Volk ist erweiterte und großgewordene Familie. Ausdruck des Gemüts- und Geisteslebens der Volksfamilie ist die Sprache. Sie kommt aus dem Herzen und der Seele des Volkes, und so gehört die Muttersprache zu den heiligsten, ja religiösen Gütern eines Volkes, weshalb es sinngemäßer Wunsch der Kirche ist, daß die erste Kunde, die dem Kinde von heiligen Dingen, von Gott, Christus und seiner Mutter, gebracht wird, in der Muttersprache gesagt wird.

Dem Auswanderer begegnet eine fremde Umwelt, eine andere Sprache, eine fremde Gemütswelt. Dazu kommt oft der verzweifelte Kampf Boden zu fassen und der leider oft große "unselige Goldhunger", die Sucht, Geld zu machen. Soll der Mensch sich unter diesen Umständen nicht selbst verlieren, braucht er starke Reserven. Die stärkste haltende und helfende Kraft ist die Religion. Aber auch hier begegnet er anderen Formen. Jedes Volk prägt sich den Ausdruck seiner Religiosität nach seiner Art, selbst bei völliger Gleichheit des zugrundeliegenden Glaubens. Gerade aber die Religiosität, die persönliche Frömmigkeit, ist tief eingebetet in den mütterlichen Wurzelboden des Volkstums. Wie eng Volkstum und Religion, Gläubigkeit und Muttersprache zusammenhängen, beweist immer wieder die Tatsache, daß selbst solche Menschen, die jahrelang in einem anderen Volke leben, ja die Sprache des Gastvolkes besser sprechen als die Muttersprache, doch in der Sprache ihres Volkes zu beichten wünschen und es unterlassen, wenn sie keine Gelegenheit dazu haben. Zu Gott spricht man von den tiefsten Dingen am liebsten in der Sprache des eigenen Volkes, selbst wenn man sie grammatikalisch schlechter beherrscht als die Landessprache der neuen Heimat.

Es ist eine vielfältige Erfahrung: Wenn der deutsche Einwanderer nicht in die Kirche gehen kann, in der er deutsche Predigt hören und deutsche Lieder singen kann, in der er deutsch beichten kann, stumpft er ab und geht überhaupt nicht mehr zum Gottesdienst und zu den Sakramenten. Aber nicht die Predigt allein ist die Hauptsache. Noch wesentlicher ist, daß der Ausgewanderte in der Fremde die Beziehung zu einem Priester behält, der seine Art versteht, seine Schwierigkeiten und sein Heimweh begreifen kann. Das kann der Priester einer anderen Nation nicht in der nötigen Weise. Ein französischer sehr seeleneifriger Priester, der unter deutschen Zivilarbeitern in Frankreich tätig war, schrieb mir: "Sie müssen einen deutschen Priester senden, der von derselben Art ist. Ich kann mir alle Mühe geben, aber die Leute doch nicht in der Weise verstehen, wie es nötig wäre." Alles dieses gilt genau so für unsere anderssprachigen Glaubensbrüder in Deutschland. Groß sind die Gefahren im Anfang, besonders in den ersten Jahren und Jahrzehnten.



Hier beten die deutschen Katholiken Vancouvers in der Kirche der Heiligen Familie

Wir haben oft erlebt, daß Nöte und Schwierigkeiten nicht immer die besten Eigenschaften im Menschen wecken, sondern oft Schlechtes aus der Tiefe locken. Das gilt auch von dem Einwanderer. Allzu leicht nimmt er die weniger guten Eigenschaften seiner Umgebung an und verliert seine guten. Deshalb braucht er einen mahnenden Priester und einen helfenden Freund, der das Gute, das er aus der Heimat mitbrachte, immer wieder

weckt. Ein evangelischer Kolonieleiter erklärte mir, daß das Schicksal einer neuen deutschen Siedlung in Südamerika wesentlich von der Wirksamkeit eines deutschen katholischen Priesters abhinge.

Die größten Gefahren erheben sich aber oft aus den seelsorglichen Verhältnissen in den Einwanderungsländern selbst. Man schätzt, daß z. B. 40 000 Priester in Südamerika, das einen Großteil der Auswanderer aufnimmt, fehlen. Auf 3 000 qkm kommt in Paraguay ein einziger Seelsorger. In einer venezolanischen Diözese stehen für 360 000 Seelen, zerstreut auf einem Gebiet von der Größe Bayerns, 16 Priester zur Verfügung.

Noch bedenklicher aber ist, daß von Pfarrseelsorge und intensiver seelsorglicher Betreuung in unserem Sinne kaum die Rede sein kann. Der einheimische Priester in Südamerika z.B. hat wenig Verbindung mit dem Volke, außer beim Gottesdienst und Sakramentenempfang. Hausbesuche sind unmöglich. Die liturgische Gestaltung des Gottesdienstes, Teilnahme des Volkes an der Messe, Pfarrbewustsein sind vielfach noch unbekannte Begriffe. Religionsunterricht ist weithin unmöglich, in manchen Ländern wie Uruguay und Argentinien verboten. Wir können uns nicht beruhigen, wenn die Auswanderer in katholische Länder ziehen. Im Gegenteil, diese Tatsache vermehrt manchmal die Gefahren im Glaubensleben. Wir können uns nicht damit beruhigen lassen, es bestehe ja in den Einwanderungsländern, in die unsere Leute ziehen, eine Hierachie, es gebe vielfach deutsche Ordensleute, deutsche Priester. Das ist wahr. Aber was soll ein Bischof in Venezuela z. B. für deutsche Einwanderer tun, wenn er für 360 000 Seelen 16 Priester hat? Ich habe mit dem Bischof darüber gesprochen. Der Bischof hat mir zugegeben: “Ich kann für ihre deutschen Siedler, falls sie in meine Diözese kommen, gar nichts tun. Sie müssen selbst sehen, daß Sie einen Priester mitschicken.”

Früher zogen die Auswanderer in geschlossenen Gruppen hinaus und siedelten in neugegründeten Dörfern. Heute aber fahren vielleicht Tausende auf einem Auswandererschiff gemeinsam fort, aber schon am Einwanderungshafen trennen sie sich und werden auseinandergerissen und leben als Einzelne in fremden Städten, Dörfern und oft recht abgelegenen Gebieten. Von selbst finden sie den Weg zum Priester nicht. Teilweise gibt es Schwierigkeiten ihn zu erreichen, teils hält die Scheu vor der ungewohnten Art und der noch nicht ganz beherrschten Sprache den Einwanderer zurück, zu ihm zu gehen. Wenn wir nun noch daran denken, daß viele Katholiken, die auswandern, schon religiös angekränkelt im neuen Land ankommen, so braucht es nicht viel Phantasie sich auszumalen, wie sie sich in den völlig anders gearteten Verhältnissen bewähren werden. Oft aber, und das kommt hinzu, sind es unerwünschte Helfer, die dem rat- und hilflosen Einwanderer, der unter Heimweh leidet und um Arbeit und Brot ringt, die Hände entgegenstrecken. Überall, ob in den südamerikanischen Großstädten oder in Australien oder in Frankreich, wo zurückgebliebene Kriegsgefangene oder heimatlose deutsche Menschen sich niedergelassen haben, ob in Südafrika, bemühen sich die Vertreter der verschiedenartigsten Sekten um ihn — und nicht ohne Erfolg. In einer einzigen Straße einer südamerikanischen Großstadt mußte ich feststellen, daß 10 katholische Familien Sekten beigetreten waren, weil kein Priester ihrer Sprache sich um sie bemühte und weil sie bei den Sekten, die vielfach mit großen materiellen Hilfsmitteln ausgestattet sind, Hilfe, Verständnis und ein Wort in der eigenen Sprache fanden.

Aus dem allen ergibt sich, daß wir verpflichtet sind, alles dranzusetzen, den Weg unserer Glaubensbrüder in neue Welten liebend zu begleiten. Wir müssen sie unterstützen, das Glaubensgut ihrer Väter zu erhalten und zu bewahren. Gehen sie religiös zugrunde, so sind sie meist auch an ihrer menschlichen Existenz gefährdet oder verloren. Sie werden dann auch ihrer neuen Heimat keinen Dienst leisten. In dem Lärm der Großstädte und erst in den abgelegenen Farmen sind sie oft einsam, unsere Brüder und Schwestern, die eine neue Heimat suchen. Wir dürfen sie über der Problematik unseres eigenen Schicksals nicht vergessen.

Menschen in fremde Länder zu schicken, ohne ihnen Priester mitzugeben, heißt schuldig werden an dem Abfall von Glauben. Muttersprachige Seelsorge im Ausland muß als Aufgabe erkannt werden, die in der gleichen Haltung und Wertung steht, wie die Werke der Heidenmission und der Diaspora. Helfen wir aber den Auswanderern durch eine gute muttersprachliche Seelsorge und durch eine religiöse Betreuung, wie sie sie von zu Hause gewohnt sind, dann können wir für die Einwanderungsländer Apostel erziehen. Lassen wir die Auswanderer allein, so werden sie in den vielfältigen Gefahren untergehen und nicht nur den Glauben verlieren, sondern auch als Menschen verkommen. Die muttersprachliche Seelsorge hat ihre Bedeutung aber nicht nur für den einzelnen Eingewanderten und für die Erhaltung seines Glaubens. Sie soll mithelfen, allmählich die Einwanderer in das Pfarrleben der neuen Heimat einzuführen. Die Einwanderer sollen dann auch tatkräftige und apostolisch eingestellte Glieder werden. Das können sie aber nur dann, wenn sie das mitgebrachte Glaubensgut und Vätererbe nicht verloren, sondern in einem organischen Prozeß in ein neues Leben übersetzt haben. Die muttersprachige Seelsorge ist also keineswegs nur ein nationales Anliegen, sondern ein Anliegen der Weltkirche, also ein recht missionarisches. Die Eingewanderten sollen zur Verantwortung für das Reich Gottes in einer neuen Heimat erzogen, geschult und geformt werden. Damit helfen wir dann in bescheidener Weise dem kirchlichen Leben in anderen Völkern zu besserer Entfaltung zu kommen.

Kardinaele der Kirche

"MEIN LEBEN FÜR DIE SCHAFE"

Maurice Kardinal Feltin — Erzbischof von Paris

Die letzten Erzbischöfe von Paris haben ihren Namen nicht nur in die Geschichte der eigenen Diözese eingeschrieben. Ihr Wirken und ihre Persönlichkeiten sicherten ihnen einen Platz in der jüngsten Geschichte des ganzen französischen Katholizismus. Die Erinnerung an Jean Kardinal Verdier lebt darin durch sein Bemühen um die „Missionierung der Bannmeile" und durch sein Eintreten für die Erhaltung des Weltfriedens weiter. Das Gedächtnis an Emanuel Kardinal Suhard ist untrennbar mit seinem Wirken für die Verwirklichung des modernen Apostolats und für die Überwindung der geistigen wie materiellen Nachkriegsnot verknüpft. Ihr unmittelbarer Nachfolger, Maurice Kardinal Feltin, führte das geistige Vermächtnis seiner Vorgänger nicht nur weiter. Er verknüpfte es darüber hinaus mit den Bedürfnissen, welche die neue Generation und die neue Stunde dem Erzbischof von Paris als Aufgaben stellte. Seine Inthronisation in Notre-Dame am 10. Oktober 1949 leitete dadurch einen neuen Abschnitt in der bewegten Geschichte des Pariser Katholizismus ein.

Wie viele Erzbischöfe von Paris kam auch Maurice Feltin nicht aus der Ile de France und nicht aus der französischen Hauptstadt. Als Sohn eines Notars ist er vielmehr am 25. Mai 1883 in Delle bei Besancon geboren. Seine Jugend- und Seminarjahre fielen in eine kampferfüllte Zeit. Die Kirche stand in zäher Abwehr gegen die ordens- und religionsfeindlichen Bestrebungen der Innenpolitik und der öffentlichen Meinung des Landes. Maurice Feltin, der zunächst bei den Benediktinern seiner Heimatstadt Delle und dann bei den Jesuiten in Dijon erzogen wurde und studierte, erlebte das Ringen um die Erhaltung der katholischen Schulen, Klöster und des kirchlichen Eigentums mit heißem Herzen mit. Als junger Seminarist, so erzählte der Kardinal im Mai 1953 bei einem Besuch in Berlin, wurde er auf die Straße geworfen, als man das Priesterseminar, in dem er studierte, beschlagnahmte. Der Seminarist Feltin hat sich damals schon durch Gewaltmittel nicht beeindrucken lassen, wie er auch später als Bischof und Erzbischof seine Grundsätze keiner äußeren Macht preisgeben wird. Die Verfolgungen bestärkten den jungen Kandidaten der Theologie nur in seiner Treue zum erkannten Berufsideal und zur bedrängten Kirche. Er schloß seine Vorbereitungszeit in Issy und St. Sulpice in Paris ab. Am 3. Juli 1909 legte ihm der Bischof dort die Hände zur Priesterweihe auf.

Unter den vielen Wirkungsfeldern, in die ein Priester im Laufe der Jahrzehnte gestellt wird, harrt er meist keinem so erwartungsvoll entgegen wie dem ersten. Für den Vikar Feltin war es St. Madelaine, eine Pfarrei im Arbeiterviertel von Besancon. Die Mobilmachung am 2. August 1914 riß ihn dann, wie Millionen Männer diesseits und jenseits der Grenzen, an eine andere Front. Vier schwere Kriegsjahre hindurch versah er, zuerst als Sanitäter und später als Feldgeistlicher, in Schützengräben und an Feldbetten, seinen Dienst.



Alle Antwort ist bei Jhnen

Fünf Anerkennungen, das Kriegskreuz und die Militärmedaille sowie das Kreuz der Ehrenlegion zeugen von Maurice Feltins Einsätzen und seiner dabei bewiesenen Unerschrockenheit. Das Erlebnis von Verdun wird nicht mehr aus seiner Erinnerung zu löschen sein; es wird mitbestimmend, daß der Bischof Feltin später alles versuchen wird, um künftigen Geschlechtern „das Ärgernis einer brudermordenden Christenheit" zu ersparen.

1919 sandten die Vorgesetzten den Heimkehrer als Pfarrer nach Giromagny. 1925 setzt er, diesmal als Pfarrherr, sein Wirken in der Pfarrei St. Madelaine in Besancon fort, in der er sich einst als Kaplan die ersten Seelsorgserfahrungen sammeln durfte. Ganz Frankreich horchte schließlich auf, als der Papst am 19. 12. 1927 den Cure von St. Madelaine in Besancon zum Bischof von Troyes, der Hauptstadt des Departements Aube, berief. Monseigneur Feltin war damals mit seinen 44 Jahren der jüngste Bischof Frankreichs. Kardinal Bine, der Erzbischof von Besancon, vermittelte ihm am 11. 3. 1928 in der bischöflichen Weihe die Vollgewalt der apostolischen Nachfolge. Voller Tatkraft leitete Bischof Feltin seine Diözese. Sein besonderes Augenmerk galt schon dort den Priestern und der Katholischen Aktion. Eine Anzahl neuer Kirchen und Kapellen entstand.

Bereits nach vier Jahren erzeigte Papst Pius XI. Bischof Feltin einen neuen Vertrauenserweis. Am 16. 8. 1932 berief er ihn an die Spitze der Erzdiözese Sens-sur-Yonne. Nach drei weiteren Jahren, am 16. 12. 1935, erfolgte die Ernennung zum Erzbischof der Hafenstadt Bordeaux. In Friedens- wie in Kriegszeit erwies sich Monseigneur Feltin als weitblickender, allen Aufgaben aufgeschlossener Lenker der wichtigen Veranstaltungen der „Sozialen Wochen". Neue kirchliche Verwaltungsgebäude, ein neues erzbischöfliches Palais, moderne Seminare für den Priesternachwuchs wurden dank seine Initiative geschaffen. Mutig griff er alle Forderungen auf und beantwortete sie aus christlichem Geiste. Bei der Erfüllung seiner Hirtenpflichten handelte er unbeirrt ob der jeweiligen Meinungen des Tages. Mit der gleichen Unerschrockenheit, mit der er während der Besatzungszeit gegen Geiselerschießungen protestierte, den jüdischen Großrabbiner Cohen von Bordeaux vor der Verhaftung rettete oder die Fahne der berühmten Offiziersschule St. Cyr vor der Beschlagnahme rettete, schritt er in den turbulenten Wochen nach dem Abzug der Besatzungstruppen gegen die Übergriffe der Volksjustiz ein, geißelte er die Massenhinrichtungen und las er die Seelenmesse für den damals verfehmten Vichy-Minister Philippe Herriot. Kurze Zeit hindurch stand Erzbischof Feltins Name auf der „Schwarzen Liste" der geistlichen „Kollaborateure", gemeinsam übrigens mit dem Apostolischen Nuntius in Vichy, dem heutigen Kardinal Valerio Valeri. Bald aber kühlten sich die Leidenschaften ab und allgemein wurde anerkannt, daß der Erzbischof von Bordeaux seine Pflichten beispielhaft erfüllt hatte. So hoch war die Wertschätzung für diesen Oberhirten, im französischen Heimatland wie in Rom, daß man ihm im Sommer 1949 mit der Bürde des Pariser Erzbistums betraute.

Am 10. Oktober 1949 zog der Nachfolger der großen Kardinäle Verdier und Suhard in die Kathedrale Notre-Dame ein, jenes Gotteshaus, das so innig mit der Geschichte von Kirche und Staat in Frankreich verbunden ist. Was Papst Pius XII. in seiner Begrüßung des Pariser Erzbischofs am 17. Januar 1953 bekundete, daß dieser „aufgeschlossen für die Nöte der Seelen, allen nationalen und internationalen Fragen zugänglich sei", dafür ist Erzbischof Feltin ein sprechender Beweis. Jede Gelegenheit nimmt der Pariser Oberhirte wahr, um die Verantwortlichen der Innen- und Außenpolitik auf die Notwendigkeit

---

Weil viele gleich Meister sein wollen und niemand mehr Lehrling, darum so viel Unsinn überall, auch auf den Gebieten des Denkens und des Religiösen. Darum so viel Sinnloses und so viel fast an Dummheit Grenzendes. Früher sprach man hoch, nicht nur von der Liebe zwischen Gatten und unter Freunden, sondern auch von der Liebe zwischen Schüler und Meister. Diese Liebe ist dahin, denn niemand mehr sucht nach einem Meister. Und der Wagnerspruch: "Verachtet mir die Meister nicht", wird nur noch in der Oper bewundert. Geglaubt wird er nicht mehr. Wohl dem, der noch sucht nach einem Lehr-Meister und zu ehren versteht, was echtes Können und tiefe Weisheit geben.



Sieben Heiligenscheine

von Ruth Schaumann

Achim Webelhorst, im sogenannten besten Alter, war Verleger und gab ein Buch über vergessene Heilige heraus. Warum dies? Er wußte es selber nicht. Vielleicht trieben ihn die unsichtbaren Heiligen in ihrem Himmel dazu an, auf daß man auf diesem Umweg an die sichtbaren Heiligen der heutigen Welt gerate, er, Webelhorst, der Verleger, und seines Buches Leser mit ihm.

Das Buch, soweit es um Buchstaben ging, lag zum Druck nun bereit, Buchstaben ohne Bilder aber sind nicht so gefragt. Achim Webelhorst brachte persönlich dem jungen Maler (zugleich ist der gar ein Dichter gewesen, oder ist es noch heut) den Auftrag dreiunddreißig Bilder zu diesem Manuskript zu zeichnen, in denen das Wesen der Heiligen dieses Buches gefangen würde, um wie ein Heer von Kohlweißlingen ins Gemüt der Leser und Betrachter zu schweben, Eier zu neuem Schweben in die Kohlköpfe zu legen . . . doch nein, ich verirre mich vom Heiligenleben Achim Webelhorsts hinweg, kehren wir zu diesem wieder zurück.

"Dreiunddreißig Bilder?" Der junge Maler mit dem simplen Namen Karl Wolf, blickte Webelhorst nachdenklich an. "Dreiunddreißig Zeichnungen, soll durch die an das Alter des Heiligsten aller Heiligen selbst, unsern Heiland erinnert werden?"

Webelhorst staunte und blickte verwirrt: "Daran dachte ich nicht! Doch es können auch vierunddreißig sein, oder vierzig. Doch nein, bleiben wir bei der genannten Zahl."

Und Karl Wolf, ganz wie auf schöne, heiliggemäße Weise besessen, zeichnete die dreiunddreißig Bilder, als wären's nur drei und diese hinwiederum in einem Bilde gefertigt.

Eigenfüßig und eigenhändig brachte Wolf seine Blätter in Achim Webelhorsts Haus. Da war der Empfänger der Mappe just beruflich zu einer entfernten Büchermesse verreist. Wolf legte sein Werk also auf den Handschuhtisch der Webelhorstschen Garderobe. Er selber bewohnte mit Frau, drei Kindern und seinem Zeichentisch als armer Mieter ein einziges Zimmer, dessen Flur er nicht nutzen durfte. So bewunderte er Webelhorsts Flurgarderobe mit Spiegel und Schirmständer gar sehr.

Drei Tage danach erhielt er einen Brief vom Auftraggeber der Dreiunddreißig. Webelhorst schrieb: Ich bin zufrieden mit deiner Arbeit, bis auf das eine: Ich habe auf den dreiunddreißig Bildern 103 Heiligenscheine gezählt und dabei entdecken müssen, nicht ein einziger deiner Heiligenscheine ist dir als vollkommenes Rund gelungen, war die Eile daran schuld, was denn sonst? Hast du den nützlichen Zirkel meiden müssen, mit seiner Spitze das Papier zu durchstechen, so hätte eines der silbernen Fünfmarkstücke, die wir nun wieder haben, die Schiefe deiner Scheine verhindern kön-

---

hinzuweisen, „die großen Gesetze der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe einzuhalten." Sein Bemühen gilt dabei ebenso der christlichen Überwindung der sozialen Not im Innern wie der Schaffung einer neuen Gemeinschaft der Menschen und Völker im Geiste des Christentums. Bekannt sind seine Aufrufe zur Beseitigung der Wohnungsnot, seine Rufe gegen den überholten Klassenkampf, seine Erlasse über die neuen Methoden der auf die einzelnen Milieus spezialisierten Seel-sorge. Stark beachtet sind in gleicher Weise Erzbischof Feltins unablässige Sorgen um das Wachstum der von ihm als Präsident geleiteten internationalen Pax-Christi-Bewegung. Die Katholiken, so ruft er es auf seinen Fahrten zu den Kongressen Europas immer wieder als Losung aus, müssen die Wegbereiter dieser neuen Gemeinschaft der Menschen und Völker sein. Politische und wirtschaftliche Einigungsversuche genügen nicht.

Im Januar-Konsistorium 1953 nahm der Heilige Vater den Pariser Erzbischof in das Kardinalskollegium auf. Als Titelkirche verlieh er ihm das Gotteshaus „Maria vom Frieden". Es liegt dicht bei der deutschen Nationalkirche der Anima.

nen. Ich probierte es selber am Heiligenschein deines Cyprianus aus. Kannst du dies nicht bei den restlichen 102 Heiligen auf dieselbe von mir entdeckte Manier wiederholen, uns also deine Zeichnungen korrigieren, wie sich's gehört?

Karl Wolfs Antwort lautete so: Haben Sie (er, aber nicht Webelhorst, ließ sich duzen, Duzen ist für die Niedrigen da, nicht für die Hohen!) jemals einen wirklichen Heiligenschein denn geschaut? Daß Sie zu behaupten wagen, sie wären allesamt rund? Was meine Heiligenscheine betrifft, so umgeben sie die Häup-



ter meiner Gezeichneten nach deren Neigung oder Erhebung, sozusagen nach der Form ihres Tuns, ihres Lassens. Ich stehe zu der äußeren Unregelmäßigkeit aller Heiligenscheine, in sich werden sie schön gerundet sein, aber nicht von einem silbernen Fünfmarkstück dazu gebracht. Dies bezieht sich sowohl auf die einstigen Heiligenscheine, die nun im Himmel verweilen, als auf die heutigen Heiligenscheine. Ihr ergebener Karl Wolf.

Achim Webelhorst wußte darauf keinerlei Widerspruch mehr. Stattdessen gedieh ihm eine Frage an Karl Wolf selbst, rein persönlich, er war ihm im Innern der Stadt zufällig begegnet: “Wolf, Karl Wolf, was ich sagen wollte: sahst denn du Heiligenscheine irgendwo, heutige Heiligenscheine, die deinen Brief bestätigen können?”

Wolf blickte hell, er sagte: “Ja, ja, und dies oft.”

Webelhorst öffnete den Mund im Erstaunen. “Wie denn? Wo denn?”

“Dort, dort”, wies Wolf erfreut, “dort ist ein Heiligenschein just im Wachsen!” Und er wies über den Marktplatz, an dessen östlichem Rand sie vorüberschritten. “Aber bleiben Sie stehn, sprechen Sie nicht, schauen Sie nur.”

Der Morgenmarkt war zum Mittagsmarkt geworden, der Vespermarkt längst vorbei und der Platz von den Verkäufern und Käufern wie gewöhnlich unordentlich verlassen worden. Eine alte Frau, den breitrandigen uralten Strohhut mit einem Tuch um die Ohren befestigt fegte die Reste des Markttages zusammen, der Besenstiel überragte die kleine Gestalt gar so sehr.

Regierte sie den Besen, oder der Besen die Alte, die Arme? Welke Kohlblätter, zerschlissenes Rübenkraut, von seinen Rübchen schneidend getrennt, fegte und häufte die Besenrute zusammen, faule Pfläumchen, Schalen gegessener Bananen mischten sich ein.

Aus dem hintersten, schon dämmernden Marktwinkel aber trat ein armseliges Mannsbild, so hoch wie mager, so gebückt wie barhäuptig, einen blechernen Eimer, wohl leergespeistes Kaviarfaß, an selbst eingefügtem Henkel aus zerschlissenem Seil. Und der Blechkorbträger bückte sich tief und tiefer, da, dort, hier welke Kohlblätter zu erheben im Eimerlein zu verstauen, faules Obst, schimmelnde Rübenreste . . . Angeekelt wandte sich Webelsorst ab, “will wohl Schweinefutter suchen; wäre ich Schwein, ich nippte nicht einmal dran!”

Neben ihm aber befahl die Stimme Wolfs: “Blicken Sie weiter hin, Herr Doktor Webelhorst . . . .”

Webelhorst mußte der Stimme, verborgen in der Stimme von Wolf, gehorchen. Seine Haare aber standen zu Berge dabei unterm Dach seines schönen grauen Huts.

Die Besenfrau stockte im Fegen. Sie blickte dem Sammler



in seinem blechernen Eimer. Sie schüttelte den Kopf im Strohhut, sie bückte sich ihrerseits, hob dem Ärmsten die besten Restchen aus ihrem Häufelchen auf und schenkte es ihm in den Eimer hinein. “Danke, danke!” Wolf und Webelhorst vernehmen beide: “Danke, danke, nun habe ich Nachtessen und Mittagbrot beisammen . . . .”

Auf den untätigen Besen gestützt, griff die Alte sich in den Schürzensack. Ein buntes, zerrissenes Sacktuch bäumte sich auf. Sie klaubte ein Stückchen Geld mühsam aus der Versenkung. Sie gab es dem Unratsammler, wandte sich ab, stürzte, den Besen geschultert, nicht auf ihm reitend, davon. “Danke, danke . . .” rief der Ärmste ihr nach.

Wolf sah Webelhorst an, Webelhorst Wolf, Wolf fragte leise, doch fest: “Sah'n Sie den heutigen Heiligenschein? War er rund?”

Webelhorst stotterte: “Nein! Der Strohhut war sehr verbeult . . . dennoch, dennoch . . .” Er seufzte. Über dem Marktplatz brach die Dämmerung herein. Wolf aber war, der “heutige Heiligenschein” lasse das Dunkel des Marktes erhellt zurück.

Sie gingen zusammen vom Markt davon an den Hafen, als führe nicht Wolf den Webelhorst, nicht Webelhorst Wolf, sondern ein Dritter die zwei.

Von ungefähr begegnete ihnen ein Weib. Eben entzündete La-

ternen beschienen ihr Stirn und Bündlein, das sie am Busen trug. Den Blick auf dieses gerichtet, stolperte sie beinahe über einen vorragenden Katzenkopfstein. Wolf hielt sie ab vom Sturz. Wolf sagte: "Ein hübsches Kerlchen, der Kleine, — Ihr Sohn?"

"Es ist nicht der meine, seine Mutter stirbt im Spital, sie gab ihn mir mit, ich habe neben ihr auch eins gekriegt. Mit dem und den fünf anderen wird das siebte hier leben . . ."

Laternenlicht erhellte den Mund dieser Frau.

"War ihr Mund rund?" reimte der Dichter und Maler Wolf ohne es zu merken Webelhorst, seinem Verleger, vor.

Sie bogen vom weltlichen Hafen zum himmlischen Hafen, dem Friedhofrand, ein. Kleiner Knabe, trotz dem beginnenden Herbst noch barfuß laufend, strebte an ihnen vorbei, im schmutzigen Fäustchen vier welke Nelken, vier Drahtringe um den Blütenwirbel gelegt; oh, Gefangenschaft einer Blume bis in den Tod hinein! Eine der Nelken entfiel der Vierheit aller. Wolf bückte sich, hob sie auf und gab sie dem Bübchen zurück: "Wohin damit?"

"Zu Väterchens Grab! Blumenlene hat's mir dafür geschenkt. Schenk es ihm weiter. Wo sein Herz liegen muß, pflanz ich sie ein. Oben, unten, da, dort, Sie geben ein Kreuz, ein andres kann ich nicht kaufen . . ."

"Wo ist die Mutter?" fragte Karl Wolf betrübt.

"Mit Väterchen zusammen drunten . . . und droben." Wie alt war das Bübchen — etwa sechs Jahre alt, und sprach nun doch wie ein Jüngling von zwanzig Jahren. "Ich selber war schuld, als ich kam, daß sie ging . . ."

"Dritter Heiligenschein, Dr. Webelhorst!" lächelte Wolf traurig und freudig zugleich, "heutige Heiligenscheine . . ."

Sie haben auf diese Art jenen Abend noch vier weitere Heiligenscheine geschaut, ein andermal will ich sie malen — auch kein einziger der vier war fünfmarkstückrund, nein, ach nein.

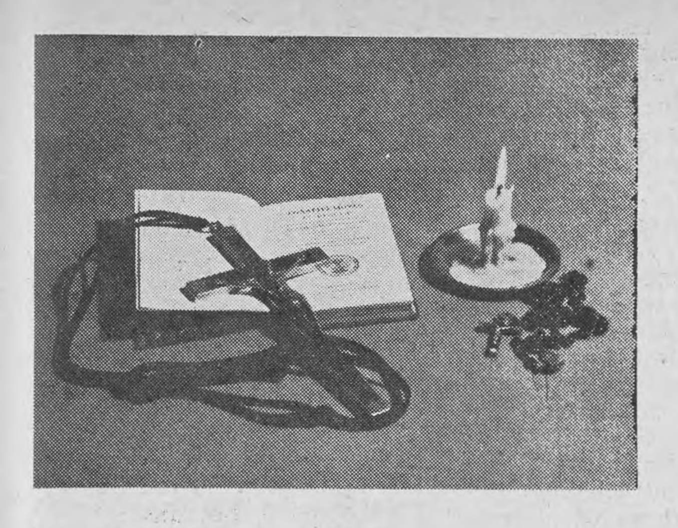
Dann brachte Wolf, der Maler und Dichter, den Verleger Webelhorst zur Schwelle von seinem wohlhabenden, geräumigen Haus. Sehr stumm war Webelhorst geworden, dafür sprach in ihm seine eigene Seele. Schließlich brachte er es hörbar heraus, Webelhorst sagte zu Wolf: "Das Heiligste und das Heiligwerden lebt heute noch fort und fort. Immer durch Leiden und Leidmitertragen. Und Heiligenscheine leuchten die Schatten schön an."

"Daß Sie selber geheiligt würden . . ." setzte Karl Wolf hinzu. Er zog seinen alten Hut vor Webelhorst ab. Hinter ihm, jenseitig der vornehmen Vorstadtstraße, lag ein eisern umzäunter Park wie ein Paradies, ja. Über den durch den Parkabhang niedrig erscheinenden Bäumen, den dunklen Wipfeln, nur durch Ahnung erkannter Ahornbäume, Eschen und Weiden, stieg der Mond eben auf. Hinter Karl Wolfs Kopf trat eine vollkommene Scheibe aus dünnem Gewölk wie aus einem Schleier hervor. Schwarz war Wolfs Scheitelhaar gewesen, seine Schläfen schwarz, seine Ohren. Nun, vor dem Himmel stehend, wurden sie silbern. Webelhorst, in seinem Haustor stehend, sah's an. Wolf selber wußte ja nichts davon, wer denn hat Augen im Rücken, dem eigenen, ach?

Webelhorst aber dachte: auch ein Heiligenschein und auch um das dafür passende Haupt, aber diesmal rund, der Mond ist ja, mir zulieb, nämlich voll.

Sein eigenes Gesicht wurde heller. Wolfs mondlicher Heiligenschein färbte ja ab. Kosend strich sich Webelhorst mit beiden behandschuhten Händen über das eigene Gesicht. Heiligsein heiligt selbst Nächte, sprach er sich selbst dabei innerlich vor. Dann zog er den rechten Handschuh ab, nahm den in die Linke, schüttelte Wolf, dem Maler und Dichter, sorgsam die Hand: "Vielen Dank, vielen Dank . . . ich möchte nur dies eine noch fragen: Ist nicht jeder Tag unserer heutigen Welt nach dem, was wir heute sahen, sehen durften, Allerheiligen, wie?"

Da nickte Wolf ernsthaft. Sein Heiligenschein überstieg ihn dabei und leuchtete Webelhorst so stark in die Augen, daß er sie schließen mußte. In ihm aber leuchteten, schwebten, wuchsen die sieben anderen Heiligenscheine seines heutigen Tags. Werden sie sich an ihm selber wachsend vermehren?



Zum 17. Februar

vom Schriftleiter

Der 17. Februar ist das Ordensfest der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria. Religiöse Orden und Genossenschaften sind vom Heiligen Stuhl bestätigte Gesellschaften frommer Männer und Frauen, die sich durch Gelübde an Gott binden und nach einer Ordensregel in gemeinschaftlichem Leben nach höchster Heiligkeit streben, in der Welt aber als Apostel der Heiligkeit wirken.

Ganz gleich wie verschieden die vielen Orden der Kirche voneinander auch sein mögen, ganz gleich wie alt, welch besondere Dienste sie leisten oder welcher Farbe und Schnittkunst ihr Ordenskleid: Jeder Ordensmann und jede Ordensfrau ist zuerst Apostel der Heiligkeit. Apostel der eigenen Seele an jedem Tag und zu jeder Stunde des Lebens, Apostel der Heiligkeit auch überall dort, wo die Ordensperson andere Seelen finden und beeinflussen kann durch Wort, durch Liebesdienst und Beispiel.

Hinter den Klostermauern der Ordenshäuser spielt sich seit uraltester Zeit schon immer dasselbe ab: Der Orden sucht in stiller, zäher Arbeit seine Mitglieder zu heiligen und zum Streben nach Heiligkeit anzuspornen. Er sucht sie zu lenken und zu leiten, bis sie in allem ihrem Denken und Wollen und Handeln vollständig durchseelt sind vom heiligsten Glaubenssatz alles wahren Ordenslebens, der da heißt: Wichtig ist das Apostolat des Wortes, viel wichtiger noch das Apostolat des Beispieles. Am allerwichtigsten jedoch ist das Apostolat des heiligen Betens und Opferns. Alles was wir tun, die Arbeit der Hände und das Wort auf der Kanzel, das Unterrichten in der Schule, das Pflegen der Kranken, das Bauen und Sammeln und Freundlichsein und Studium, alles muß uns aus dem Innersten kommen, aus innerstem Gottdenken und Gottlieben, und muß uns hinführen zu Gott. Er allein zählt, die Ordensperson zählt nichts.

Orden werden durch fromme, gottbegeisterte Menschen gegründet. Die kirchenrechtliche Gründung kommt jedoch erst durch die Bestätigung und Gutheißung des Ordens und seiner Regeln vonseiten der Kirche zustande. So wurde unsere Genossenschaft der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria im Jahre 1816 vom heiligmäßigen Karl Eugenius De Mazenod gegründet, und samt ihrer Regel am 17. Februar 1826 von Papst Leo XII. bestätigt.

Seit diesem 17. Februar 1826 ist die Ordensfamilie der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria dem kirchlichen Gesetzbuch nach eine religiöse Genossenschaft, ihre Patres und Brüder voll und ganz Ordensleute der großen Kirche Jesu Christi.

Als Ordensleute haben wir uns dem Ziele aller Orden hinzugeben: dem Streben nach Heiligkeit, nach hochaufwachsender Liebe zu Gott. Aus unseren Klöstern werden wir in die Welt gesandt, und zwar mit ganz besonderen Aufgaben. "Den Armen das Evangelium zu künden", steht in unserem Wappen geschrieben. Und unsere heilige Regel sagt uns, wer diese Armen sind, denen unsere Hilfe zu geben ist.

Die katholische Welt kennt uns Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria als Missionsprediger, als Exerzitienmeister, als Heidenmissionare, als Präriepfarrer für Einwanderer, als Lehrer an Universitäten, Priesterseminarien und Kollegien, und als große Marienverehrer.

Da ist aber noch etwas Anderes, das weniger bekannt ist. Etwas, das unserem heiligmäßigen Stifter sehr am Herzen lag und das mit hinzugehört zum echten und vollen Oblatenleben.

Karl Eugenius De Mazenod, der Stifter der Oblaten, war in einer Schule gebildet, die sich in Tugendübung, Schrift und Wort mit dem heiligen Priestertum Jesu Christi in den Herzen der Priester befaßte. Dieser Schule stand immer und in allem das schöne Ideal vor Augen: Erneuert die Welt durch in Jesu Priestergeist geheiligte Priester. Heiliger noch als alles Ordensleben ist das Priestertum, denn es ist Anteilnahme an den drei herrlichsten und strahlendsten Tätigkeiten der göttlichen Dreifaltigkeit: Wie Gott Vater, soll der Priester Gott Sohn hervorbringen; Gott Vater bringt den Sohn aus sich selbst hervor, der Priester in der hl. Eucharistie. Mit

Gott Sohn soll der Priester der Welt Erlösung bringen. Jede priesterliche Handlung ist ja doch Fortsetzung der Erlösungstaten Jesu. Und das Verbreiten des Reiches Gottes auf Erden durch des Priesters Wort und Gnadenvermittlung muß volle Anteilnahme des Priesters am Wirken Gott des Heiligen Geistes sein. Um ganz aus Gott für das Heil der Seelen wirken zu können, muß der Priester ganz in Gott leben.

Derartige Gedanken und tiefste Ehrfurcht zum Priestertum der Kirche nahm Karl Eugenius De Mazenod aus dem Priesterseminar St. Sulpice mit in die Welt und in den von ihm gegründeten Oblatenorden. Im Vorwort, das er für unsere Ordensregel schrieb, spricht er darüber. Diesem Vorwort folgen dann die 798 Artikel der Regel selbst.

Ehe der Stifter jedoch mit den einzelnen Artikeln der hl. Regel beginnt, beschreibt er uns Oblaten in den zehn Artikeln des einführenden ersten Kapitels die Ziele und Zwecke der Ordensfamilie der Oblaten. Und von diesen zehn Artikeln widmet unser Stifter vier seiner Seel-Sorge um das Priestertum und seiner Seelenliebe zu den Priestern in der Welt.

Man möchte fast meinen, wir Oblaten seien nach dem Willen unseres Gründers neben allem anderen, das uns vorgeschrieben ist, auch — ja, vielleicht sogar ganz besonders — Priester für Priester; Priester, die sich mit Priesterseelsorge befassen.

Eigenartige Wege zeichnet die göttliche Vorsehung im Leben. Unseres Stifters hohe Priesterideale, seine Sorge um die Priester und seine Liebe zu den Priestern, hat sich segensreich fortgepflanzt, und zwar in einer Weise, wie es eben nur Gott im Sinne haben kann, den Menschen aber, heilige Ordensgründer mit einbeschlossen, kaum einfallen würde.

Der selige Pater Eymar war anfangs Oblatenseminarist. Bei den Oblaten Frankreichs hatte er seine ersten, hohen Priesterideale gefunden. Später gründete er die Priestergenossenschaft der Eucharistiner, deren Mühen, überall, in jedem Orden und in jeder Diözese eucharistische Priester zu formen, Priester nach dem Herzen Jesu, unter den Geistlichen aller Welt bekannt sind.

Im Jahre 1881 trat der in der Provinz Quebec, Canada, geborene Arztsohn Eugenius Prevost in die Genossenschaft der Eucharistiner ein. Am 17. Februar 1901, am Ordensfest der Oblaten, stand Pater Eugenius Prevost vor Papst Leo XIII., um aus den Händen des Stellvertreters Christi ein Dokument zu empfangen, das ihn beauftragte, eine neue Priestergenossenschaft zu gründen: Die Congregatio Fraternitatis Sacerdotalis, die Kongregation der Priesterbruderschaft (von Kardinal Verdier am 8. Dezember 1936 zur Diözesankongregation erhoben).

Die Kirchengeschichte erzählt uns von den großen, hervorragenden Priestern Frankreichs, die zur Zeit unseres Stifters und schon lange vorher Großes an ihren priesterlichen Mitbrüdern tun, und eben dadurch der Kirche Frankreichs neues Leben geben konnten. Eugenius De Mazenod ist einer dieser 'Priester für Priester'. Alle sprachen sie und schrieben sie von Christi Priestergeist in den Priestern, von der Erneuerung des Frömmigkeitlebens durch heilige Priester — und von Maria.

Der hl. Johannes Eudes, ein anderer 'Priester für Priester', schrieb in seinen Betrachtungen: "Abbild Mariens sind die Priester. Denn wie durch Maria, so wird auch durch den Priester Christus dem Herrn Gestalt gegeben (in der hl. Eucharistie), wird Christus den Gläubigen gereicht und Gott dem Vater hingeopfert."

Nicht nur in den heiligen Handlungen seines Amtes darf der Priester Abbild Mariens sein: Sein ganzes Leben muß der Unbeflecktheit und der Christusfülle Mariens, dem "Jesus in Maria", gleich zu werden suchen. So wurde damals gelehrt und gepredigt, und auch von unserem Ordensstifter uns Oblaten warm ans Herz gelegt.

Eugenius De Mazenod war Missionspriester. Missionspriester dem Volke und Missionspriester seinen priesterlichen Brüdern. Beide diese Ideale hat er in klarsten Worten in der Oblatenregel niedergelegt.

Obwohl man uns Oblaten meistens nur als Prediger, Missionar und Lehrer kennt, bricht doch immer wieder die uns vererbte Sorge um die Priester bei uns durch. Man braucht nur einmal das große "Rundschreiben No. 191" unseres gegenwärtigen Generaloberen Leo Deschâtelets O.M.I. zu lesen, jene Seiten, die dem Priestertum gewidmet sind. Oder an die jährlichen Oblatenkonferenzen der Priestererzieher Amerikas und Canadas zu denken (auch in Europa finden derartige Konferenzen statt). Stille Arbeit wird dort geleistet, doch, wie unserer Generaloberer schreibt, höchstwichtige Arbeit, echteste und segensreichste Oblatenarbeit.

Es gibt viele unter uns Oblaten, die gerade diesem Ideale größte Treue halten. Die sich mühen, ein ganz klares Bild vom Priester zu haben, wie er unserem Ordensgrüder vor Augen stand: Der eucharistische, apostolische, nach allen Traditionen rein kirchliche, von der Unbeflecktheit Mariens erfaßte Priester. Dieses Bild zu erfassen, heißt ein weites Feld zu beschreiten. Ein weites Feld des Studiums, des Denkens — des Gehorsams und Betens.

Auch auf diesem Gebiete sind Schätze im Leben der Oblaten zu finden. Wolle unser seliger Stifter sie uns an diesem 17. Februar segnen, auf daß sie einstens Früchte tragen, groß und ewig.

Wo er in die Herzen tönt,
Kindlein, liebet einander!
Wird die Zwietracht bald versöhnt —

Deutscher Katholikentag in Canada

von P. Emil Urban S.Ss. R., Toronto

Die heilige Kirche ist die weltumspannende Gemeinschaft der Erlösten in Christus. Wir können in ihr ein doppeltes Element unterscheiden: ein statisches und ein dynamisches. Die Statik der hl. Kirche liegt in ihrer tiefinneren Heiligkeit, in ihrer Gottvereinigung durch Gnade und Liebe. "Das Reich Gottes ist in euch!" Die Dynamik der hl. Kirche liegt in ihrer aktiven Seelsorge, in ihrer missionarischen Sendung. "Gehet hinaus in alle Welt, predigt allen Völkern!" — Aus der Notwendigkeit der Vertiefung dieser beiden Grundideen der Kirche in Volk und Leben sind die "Katholikentage" entstanden. Sie sollen alle Teilnehmer, ja das ganze Volk, mit froher Begeisterung erfüllen für den katholischen Glauben, sie sollen die Herzen wachrufen zum opferstarken Einsatz für das Gottesreich auf Erden, sie sollen wappnen und Führung geben im Kampfe gegen seine inneren und äußeren Feinde. Großes und Wunderbares haben diese katholischen Kongresse in Deutschland vollbracht, wie das eben heuer wieder auf dem 77. Deutschen Katholikentag in Köln am Rhein der Fall war. Sein Segen wirkt nach in Land und Volk.

Nach dem Vorbild der deutschen Heimat haben sich auch im fernen Ausland deutsche Katholiken zusammengetan, um den Segen der Katholikentage für ihre Gemeinschaft zu erlangen. So haben wir Deutsche in Canada vom 1. bis 3. September 1956 den "12. Deutschen Katholikentag von Ontario" in Windsor gefeiert. Für den deutschen Katholiken, der sich in der fremden Welt eine neue Heimat gesucht, sind diese Katholikentage von ganz besonderer Bedeutung. Amerika ist ein Missionsland ganz eigener Art. Hier gilt es nicht, die Menschen der Unkultur des Urwaldes zu entreißen und sie vom niederen Fettischdienst zum vergeistigten Gottesglauben emporzuführen, sondern in Amerika heißt die Aufgabe: Bewahrung vor der Überkultur, vor dem Versinken in den Götzendienst des Mammon! "Nicht Christus bringen, sondern Christus bewahren!" heißt hier die Parole der Seelsorge. — Der hl. Glaube und die lebendige Verbindung mit der Kirche sind im "Lande der Technik" größter Bedrohung ausgesetzt. Die Maschine beherrscht das Bild des Landes. Die Werte des Lebens werden nicht mehr der sittlichen Skala entnommen, sondern nur noch berechnet nach Motorenkraft, Überschall und Megaton. Hinter all dem aber steht als "All-Herscher" der grüne Dollar.

Um den katholischen Auswanderer vor dem Moloch dieser neuen, rein technischen Welt zu retten, ist es von größter Wichtigkeit, daß man das geistige Erbe der alten Heimat in ihm wach erhält. Daher die Notwendigkeit einer deutschen Seelsorge überall dort, wo Deutsche in größeren Gruppen zusammenwohnen. Einer soll den anderen stützen und halten, und alle zusammen sollen geführt werden vom deutschen Priester. Er ist die starke Brücke zur alten deutschen Heimat, er ist der lebendige Träger der katholischen Tradition.

Aus dieser Dringlichkeit des Zusammenschlusses entstanden auch die "Deutschen Katholikentage in Ontario", die abwechselnd jedes Jahr in den deutschen Zentren des Landes, in Toronto, Windsor und Kitchener gehalten werden. Es soll sich der einzelne Katholik nicht einsam fühlen und sich verlieren in der großen Masse seiner neuen Umwelt, sondern sich das Bewußtsein bewahren, daß er Glied der großen katholischen Gemeinschaft ist und überall in der Welt seine schönste Heimat hat in der hl. katholischen Kirche. Gemeinschaft trägt und bewahrt, sie macht stark und froh. Es soll den Deutschen in der Fremde immer wieder die Größe und

Kolpingsfamilie Vancouver

Seit Anfang 1956 gibt es in den Klubräumen der Heiligen Familie Gemeinde zu Vancouver Kolpingsabende. Der deutsche Seelsorger Vancouvers, Pater P. Riffel O.M.I., sagte einmal in einer Unterhaltung: "Ich darf den Einwanderern nicht nur deutschsprechender Priester sein. Es zählt zu meinen Pflichten, mich in den Geist von München, Köln, Frankfurt, Düsseldorf, aller deutschen Städte und aller Dörfer, die dazwischen liegen, einzuleben. Jch muß mehr können als nur die Sprache meiner Gemeindekinder sprechen. Jch muß mich mühen, mitzuempfinden, was sie empfunden hatten in ihren Heimatskirchen, beim Grüßen ihrer Wegkreuze, zur Arbeits- und Feierabendstunde, in den Vereinen und in der Familie der alten Heimat. Die Sprache allein macht es nicht: Ich muß zu ihnen in der Wärme jener Dinge zu reden verstehen, die sie von Jugend an gewohnt sind, lieben und hochschätzen — und nach denen sie Heimweh haben sollen."

Daß ein nach derartigen Grundsätzen handelnder Seelsorger auch dem deutschen Kolpingbruder in der Fremde Heim, Herz und Hilfe zu geben bereit ist, konnte man erwarten.

Heute schreibt Hans Paul, Senior der Kolpingsfamilie Vancouver: "Anfang 1956 trafen und sammelten sich Kolpingssöhne, um unser Banner auch im weiten Canada zu tragen. Unser Seelsorger, Pater Peter Riffel O.M.I., wollte uns Präses werden und vertiefte in uns Ideal und Aufgabe des Kolpingswerkes. Wir bauten uns (im Erdgeschoß der Hl. Familie-Kirche) einen Raum aus, wir hobelten und pinselten und schmückten ihn mit dem Bild unseres Gesellenvaters. Herr Pater Riffel

Schönheit der hl. Kirche vor Augen gestellt werden als wirksames Gegengewicht gegen den starken Sog der gleißenden Welt ringsum. Das herrliche Geistes- und Kulturerbe der alten Heimat soll sie immer wieder erinnern an die wahren Werte des Lebens, an die richtige Lebensform und Lebensfreude.

Religiös tief und heimatschön . . . .

Daher auch das doppelte Gesicht solch eines deutschen Katholikentages hier in Canada. Er muß religiös tief und heimatschön zugleich sein. "Glaube und Heimat" lautet deshalb das letzte Programmwort dieser Feiern. Alle die guten und tragenden Kräfte von Geist und Leben sollen wieder mobil gemacht werden im deutschen Auswanderer. Demgemäß gestaltet sich auch die Durchführung dieser "Tage" etwas abweichend von der Linie der großen Katholikentage in Deutschland. Hier besteht die Eröffnung in einem großen Familientreffen. Verwandte und Freunde, die sonst das ganze Jahr nicht zusammenkommen, weil die Entfernungen zu weit sind, treffen sich auf dem Katholikentag. Ein großes Essen am Vorabend bildet deshalb den Auftakt. Anschließend daran werden in verschiedenen Ansprachen die Richtlinien des Katholikentages klargestellt. Das Jahres-Thema für 1956 in Windsor lautete: "Berufswahl und berufliche Ausbildung". Der Rest des Abends dient der Geselligkeit. Für die Übernachtung der auswärtigen Gäste sorgen gern die deutschen Familien des Ortes.

Der zweite Tag des Katholikentages, immer ein Sonntag, hat seinen Höhepunkt in einem Pontifikalamt mit Predigt. Dieses wurde heuer zu Windsor von Bischof Franz Klein von Saskatoon zelebriert, der auch die thematische Predigt hielt. Viele der Teilnehmer gingen zu den hl. Sakramenten. Am Nachmittag war große Prozession mit den schönen deutschen Liedern und Gebeten — ganz so wie einst in der alten Heimat, ein Triumphzug Christi, des Königs! Der Abend des Sonntags war wieder ganz dem Heimatgedanken gewidmet. Im Festsaal unter der Kirche gab es Darbietungen aller Art, in denen das geistige Erbe der Heimat wieder lebendig wurde. Heimatlieder, Ansprachen, kurze Theaterstücke und Volkstänze brachten wieder die "gute, alte Zeit" nahe und schlugen eine Brücke zur Vergangenheit. Der dritte und letzte Tag sah am Morgen die Teilnehmer nochmals vereint zu einem feierlichen Seelenamt mit Totengedenken für unsere lieben Verstorbenen. Hernach strömte die Jugend hinaus auf die Sportplätze, wo zwischen den Mannschaften der größten deutschen Gemeinden von Ontario die beliebten Wettkämpfe ausgetragen wurden. "Jeder zeige, was er kann!" — und glücklich war, wer einen schimmernden Pokal als Siegespreis nach Hause tragen konnte.

Alle Teilnehmer des Katholikentages kehrten wieder voll Begeisterung und Liebe zum hl. Glauben in ihre Wahlheimat zurück. Sie hatten wieder einmal die schöne Gemeinschaft in Glaube und Vätersitte erlebt, sie waren wieder hineingehoben worden in den Kulturbereich des christlichen Europa, der auf Jahrtausende zurückblicken kann. Mögen auch am nächsten Tage Maschinendonner und Motorenlärm manchen wieder in den Wirbel des Lebens hineinreißen, im Herzen glüht still und tief die Freude weiter, die alle sich auf dem Katholikentag geholt haben: die Freude an Gott, die Freude an seiner heiligen Kirche und an dem wertvollen Erbe der alten Heimat.

überraschte uns mit einem neuen Fußboden in unseren Kolpingsfarben. Monatliche Gemeinschaftskommunion mit gemeinsamen Frühstück wurde von Anfang an durchgehalten. Wir gestalteten unsere wöchentlichen Heimabende mit Vorträgen über Religion und Wissenschaft, Kosmos und Mikrokosmos, über die Harmonie der Farben und die Dekoration unserer Wohnungen. Am ersten Adventssonntag, am 2. Dezember, wurde unser Banner geweiht. Wir zählten acht alte und sieben neue Mitglieder. Ich glaube, nicht viele haben je einen ergreifenderen Augenblick erlebt, als wie wir, während das Banner langsam entrollt wurde, im Wechsel mit den Frauen des Kirchenchores das Kolping-Grablied sangen. Daran anschließend gestalteten wir zum ersten Male in unserer Gemeinde eine Betsingmesse mit "Te Deum". Zu unserer großen Freude waren zur Gründungsversammlung auch der deutsche Konsul, Herr Dr. Liebrecht, und Vertreter der zwei deutschsprachigen Zeitungen Canadas erschienen. Alles nahm einen feierlichen Verlauf, der uns immer in Erinnerung bleiben wird. Herr Dr. Liebrecht war beglückt und erfreut, unsere Gründungsfeier miterlebt zu haben und versprach uns für unser Wachsen und Blühen die volle Unterstützung des deutschen Konsulats."

Der Marienbote sendet der Kolping-Familie Vancouver seine herzlichsten Glückwünsche. Seine Seiten stehen den Söhnen Kolpings offen, denen von Vancouver und denen von Toronto und wo immer sie noch sein mögen. Nichts würde uns mehr freuen als dieses: Der Marienbote als Brücke auch zwischen den Kolpingssöhnen an der Küste des Westens und im fernen Osten Canadas!

Treu Kolping und treu zueinander, ganz gleich wie weit die geographischen Strecken. Die Liebe findet Wege — und Liebe muß da sein!

Vergiftetes Brot

von Richard Hardenberg

„Dem Lümmel wer' ich das Beten schon abgewöhnen!"

Der Leiter des „Ferienlagers für bedürftige Kinder aus Westdeutschland" warf seine Mütze mit einem Schwung auf sein Feldbett im „Führerzelt".

„Wie willst Du das nun wieder anfangen, Genosse Karl!" fragte die rotblonde Sekretärin ironisch. „Laß lieber die Finger davon, man weiß nie, wie die im ZK darüber denken!"

„Hast Du 'ne Idee, Mädel! Die kleben mir noch 'nen Orden hin, wenn ich diese Bürschchen vom Aberglauben heile. Du wirst staunen, wie ich ihnen die religiösen Faxen austreibe!"

Genosse Karl hatte seinen Plan. Der „Lümmel" sollte darin eine Hauptrolle spielen. Der Lümmel" hieß Fritz, war 10 Jahre alt und stammte aus München. Sein Vater war gefallen und die Mutter war dankbar, als ein gütiger Herr vorschlug, den Buben in einem Ferienlager unterzubringen.

Sie hatte ihrem Buben ans Herz gelegt, immer brav zu sein und auch seine Gebete nie zu versäumen. Fritz nahm die Ermahnung der Mutter ernst. Vom ersten Abend, den er in dem Ostzonenlager verbrachte, betete er gewissenhaft morgens und abends. Viele Kinder taten ihm nach und beteten kniend neben ihren Betten. Genosse Karl faßte das als persönliche Beleidigung für den Marxismus — Leninismus auf. Er wollte also den Kindern dises „rückständige Gewinsel" verleiden. An Fritz sollte das Exempel statuiert werden. Ein Anlaß bot sich dem Genossen Lagerleiter, als er bemerkte, wie Fritz aus seiner Tasse einen Schluck Frühstücksmilch auf den Boden schüttete. Genosse Karl sprang herzu, und schrie den Buben an: „Unsere Bauern plagen sich und du schüttest die Milch ganz einfach aus! Das ist Sabotage! Zur Strafe bleibst Du in meinem Zelt solange, bis ich dich herausrufe." Fritz wollte etwas entgegnen, aber Genosse Karl winkte ab. „Nur keine Romane, ich kenn Dich schon!"

So saß nun Fritz im Zelt. Genossin Emma tippte etwas, aber verließ bald das Zelt. Fritz langweilte sich bald. Von draußen hörte man freudiges Knabengeschrei. Fritz war dem Weinen nahe. Er war sich keiner Schuld bewußt. Er hatte dem Genossen Karl erklären wollen, daß er den Schluck Milch ausgeschüttet hatte, weil eine Wespe hineingefallen war. Fritz mag wohl ein bißchen gepennt haben. Die Mittagsglocke riß ihn hoch. Er wollte sich in Trab setzen, wie er es gewohnt war. Aber plötzlich erinnerte er sich, daß er zu warten hatte. Erst als die Buben draußen ihr Mittagessen beendet hatten, betrat der Genosse das Zelt. Na Gott sei Dank! Aber der Genosse beachtete den Buben nicht. Er legte sich auf sein Feldbett und schloß die Augen. Der kleine Fritz konnte sich nicht mehr beherrschen. Er schluchzte laut. Genosse Karl richtete sich auf. Er fragte den Jungen sehr freundlich: „Warum weinst Du denn, mein Junge?"

„Ich habe Hunger!" schrie der Kleine.

„Halb so schlimm!" entgegnete der Genosse. „Du betest doch gern, nicht? So knie Dich jetzt hin und bete um Essen. Der liebe Gott wird Dich schon erhören." Fritz war unschlüssig.

„Na warum betest Du nicht? Der liebe Gott wird Dich doch bestimmt erhören." Genosse Karl sagte das sehr freundlich. „Knie Dich nieder und bete um das tägliche Brot und um die Milch, die Du so vergeuden kannst."

Fritz kniete nun nieder und betete das „Vaterunser". Er schluchzte unterdrückt. Genosse Karl hielt die Augen geschlossen und lauschte. Fritz hatte das Vaterunser beendet und auf ein einladendes Nicken des Genossen betete er weiter. Er sagte alle ihm bekannten Gebete her.

Genosse Karl erhob sich leicht und schaute auf den Jungen. „Nun bin ich aber gespannt!"

Fritz unterbrach sein Schluchzen: „Auf was, Genosse?"

„Na, jetzt wird doch bald das

"Es kommt eine Zeit, wo die Menschen verrückt sind, und wenn sie einen sehen, der nicht verrückt ist wie sie, dann stehen sie gegen ihn auf und schreien: "Du bist verrückt!", nur deswegen, weil er nicht verrückt ist wie sie."

St. Antonius, Einsiedler, an seine Schüler

Essen hereingetragen werden, oder?“ Fritz schwieg. Er war ratlos. Zum ersten Male ward er vor ein solches Problem gestellt. Er schaute den Genossen Karl mit fragenden Kinderaugen an.

„Na, Junge!“ sagte der, trat auf Fritz zu und nahm sein Kinn in die Hand. „Ich glaube, Du hast Dich vergebens bemüht. Dein lieber Gott will wohl nicht, was? Aber ich weiß etwas! Wir sagen jetzt zusammen ein Gebet. Dabei brauchst du nicht die Hände falten. Sag es mir nur nach: ‚Liebe Genossen Pieck und Grotewohl und Ulbrich, gebt, daß ich doch etwas zu Essen bekomme.‘“ Fritz wiederholte die Worte leise.

„So jetzt mußt Du das noch zweimal allein und laut sagen!“ Fritz war sehr hungrig und so wiederholte er mit sehr lauter Bubenstimme: „Liebe Genossen Pieck und Grotewohl und Ulbrich, gebt, daß ich doch etwas zu Essen bekomme.“ Und als Fritz den letzten Spruch beendet hatte, kam Emma mit dem Tablett herein. Sie stellte es ihm hin und Fritz durfte essen.

„Na siehst Du, Fritz zu wem lohnt es sich nun beten! Zu Deinem oder zu unserem Gott? Merk' Dir das von heute gut! Du brauchst nicht mehr zu beten. Du siehst, wie schwach Gott ist. Du brauchst ihm auch nicht zu danken. Sei lieber unseren Genossen Pieck, Grotewohl und Ulbrich dankbar, daß sie Dich und viele andere Kinder hier in unsere Volksdemokratie geholt haben. Hier bekommt ihr nicht nur gut zu essen, sondern lernt auch fortschrittlich denken und könnt was mitnehmen in eure verfaulte Welt. Jetzt kannst Du gehen! Und merk' Dir, zu wem Du von nun an beten mußt!“

In den Zügen des Kindes spiegelte sich Verblüffung, Erstaunen, Schrecken und Ekel. Aber er sagte nichts. Er nickte nur zustimmend mit dem Kopf und verließ das Zelt.

Karl blickte triumphierend zur Sekretärin.

„Das hast du aber schlau gemacht, Genosse Karl!“ sagte sie anerkennend. Und am Abend ließ Genosse Karl den kleinen Fritz am Lager erzählen, was er heute erlebt hatte und wie er richtig und fortschrittlich beten gelernt hatte.

Der Geist im Muehlholz hats gewusst

Eine wahre Geschichte von Franz Schrögbamer-Heimdal

Der alte Peterbauer in der Innernzeller Pfarrei hat mir die Geschichte vom Geist im Mühlholz oft erzählt und immer mit den gleichen Worten, so daß ich keinen Zweifel an der Tatsächlichkeit seines Berichtes hegen konnte.

Gleichwohl habe ich bei der zurückliegenden Zeit die fraglichen Begebenheiten wieder vergessen, bis sie mir vor kurzem ein alter, ehrenbraver Austragsbauer aus der gleichen Gegend, der als junger Mensch alles miterlebte, von neuem bestätigte.

„Ja, ja“, berichtete er mir, „die Geschichte von dem Geist im Mühlholz hat schon seine Richtigkeit. Und das ist auch wahr, daß dieser Geist den großen Brand vor seinem Ausbruch vorausgewußt und vorausgesagt hat.

Passiert ist diese Geschichte dem Gotthard Schosl von Lungdorf.

Der geht einmal abends nach Innenzell ins Wirtshaus.

Wie ihn sein Weg durchs Mühlholz führt, wird ihm auf einmal zweierlei. Da sitzt nämlich auf einem Stock hart am Weg ein Geist wie ein grauer Schatten. Der Schosl erkennt ihn gleich: das ist ja der Simmandlbauer von der Hochreut. Wie kommt denn der auf einmal ins Mühlholz, denkt sich der Gotthard. Den haben wir doch schon vor einem halben Jahr eingegraben. Muß denn der brave Simmandlbauer umgehen? Ist doch seiner Lebtag ein braves Manndl gewesen.

Dennoch läuft es dem Schosl eiskalt über den Buckel. Von Grauen gepackt will er schon wieder umkehren und Lungdorf zureisen. Da sagt der Geist:

Geh nur her, Schosl. Ich tu dir nichts. Ich will dir nur eine große Neuigkeit zu wissen machen: Heut in einem Jahr brennt Innernzell ab. Seht euch vor, daß nicht alles hin ist!“

Nach diesen Worten ist der Geist des Simmandlbauern zerronnen wie ein Nebelstreif.

Und der Gotthard Schosl reist Innernzell zu, daß ihm der Schnaufer fast ausgeht. Erst im Wirtshaus erfängt er sich wieder und berichtet seinen Zechgenossen das eben Erlebte.

Einige lachen ihn aus. Aber die Alten, die selbst schon Ähnliches erlebt haben, geben die Möglichkeit der Geistererscheinung schon zu und lassen sich die Vorschau des Simmandlbauern auf den Brand in Jahresfrist zur Warnung sein.

Sie merken sich den Tag genau vor und beschließen, im ganzen Dorf Wachen aufzustellen und die Feuerwehren der Umgebung zusammenziehen, damit man dem geweissagten Brand auf den Leib



Des Tages heiligste Minuten

rücken könnte, wenn er wirklich ausbrechen sollte.

So ist denn am vorbestimmten Tage alles gewappnet. Die Wachmänner machen fleißig die Runde, die Feuerspritzen sind aufgestellt, die Wehrmänner erproben die Schläuche und Steigleitern, die Dorfleute schleppen Eimer und Kübel voll Wasser auf ihre Hausdächer, damit ein anfliegender Funke im Keime erstickt werden könnte.

Aber es passiert nichts.

So löschen denn die Männer ihren Durst beim Bräu, der ihnen ein Freibier gibt.

Den Gotthard Schosl, der mitten unter ihnen sitzt, spötteln einige: „Du Siebengescheiter, du kannst dich heimgeigen lassen mit deinem Geist. Wo ist denn der prophezeite Brand?"

So wird es vier Uhr früh. Da werden die Wachen eingezogen und die Feuerwehren rüsten sich mit ihren Spritzen schon zur Heimfahrt.

Da reißt jemand die Tür zum Bräustübl auf und schreit: „Der Bräustadl brennt!"

Also ist der prophezeite Brand doch noch ausgebrochen und der Gotthard Schosl von Lungdorf hat recht behalten mit seiner Geisterweissagung, die genau auf den Tag eingetroffen ist.

Damals sind fünf große, zusammengebaute Bauernhäuser mitsamt dem großmächtigen Bräuhaus abgebrannt. Nur das Vieh konnte noch gerettet werden. Wie sich später herausstellte, war der erste Brand ein hinter den Scheunen gelegenes Hüttchen, das von den Wachmännern nicht beachtet wurde, weil es nicht in der unmittelbaren Gefahrenzone lag.

Die mit Heu und Stroh gefüllten, mit Holzschindeln gedeckten Scheunen fingen sofort Feuer, das nicht mehr zu ersticken war.

So mußten sich die Feuerwehren auf die Rettung der übrigen Häuser beschränken, was auch gelang. Zweifellos wäre damals die

ganze große Hofmark Innernzell mitsamt dem Schulhaus und der Kirche ein Raub der Flammen geworden, wenn die Feuerwehren nicht zur Stelle gewesen wären.

Da haben sie dann dem Gotthard Schosl von Lungendorf heimlich Abbitte geleistet für ihren Unglauben wegen des Berichtes über die Geisterscheinung.

Ja, die Toten wissen doch etwas, was den Lebenden verborgen ist.

Und der Geist im Mühlholz hats ein Jahr vorher haargenau vorausgesagt, was an diesem Tag passiert ist: der große Brand in Innernzell.

Das ist alles wirklich wahr! Es gibt noch heute Alte genug, die das miterlebt haben. Die können es auch bezeugen."

Das Leben

Nur eine Spanne Zeit
ist uns gegeben.
Immer bereit zu sein,
das ist das Leben!
Ja, an der Mutter Hand
warst du geborgen,
aber wie bald, wie bald
kamen die Sorgen!
Ach, wieviel Schweres schon
hast du verwunden,
milde verklärt vom Glanz
seliger Stunden!
Bist du geläutert kaum,
wissend und weise,
klopft einer leise an,
ruft dich zur Reise.
Alles, was dein einst war,
siehst du zerrinnen,
nichts als dein Pilgerkleid
nimmst du von hinnen.
Nur eine Spanne Zeit
ist uns gegeben.
Immer bereit zu sein,
das ist das Leben!

Alfred Teichmann

Der letzte Schluck Wasser

Auch heute gibt es noch Märchen und Wunder. Und weil diese Geschichte nicht ersonnen ist, lohnt es sich, sie zu erzählen.

Um es gleich zu sagen: Jack Clough war kein Glückspilz. Er hatte alles versucht und nichts erreicht. Nun lag er mit 66 Jahren bereits im Wrack, im Schuppen einer Zementfabrik in Little Rock (Arkansas) und deckte sich mit ein paar alten Zeitungen zu, weil ihn so entsetzlich fror.

Obwohl es erst am Spätnachmittag war, dunkelte es bereits, und ein böser Wind pfiff durch die Löcher in der Bretterwand. Schon wollte sich Jack einen geschützteren Winkel suchen, als sein Blick auf eine Notiz in der zerfledderten Zeitung fiel.

Jack kniff die Augen zusammen und las die wenigen Zeilen zwei-, dreimal hintereinander. Dann lief er, so schnell seine wackligen Füße ihn tragen konnten, zur Station.

Natürlich fuhr er im Güterwagen als Tramp bis nach Clarkville. Das waren immerhin rund 700 Kilometer. Die Reise ging auch nicht reibungslos ab. Mehr als einmal wurde er aufgestöbert und mußte „aussteigen". Aber er kam dennoch an sein Ziel. Hungrig, frierend, abgerissen und blaugeschlagen von den Knüppeln der Eisenbahner.

Es war auch nicht ganz einfach, in die Kanzlei des Rechtsanwalts Nelson vorzudringen, dann aber saß er doch in einem üppigen Klubsessel des Advokaten und wies sich als Jack Clough, ehemaliger Schiffszimmermann, geboren am 2. Mai 1889 in Atlanta, aus.

Und gerade dieser Schiffszimmermann Jack Clough wurde in der Zeitung, mit der sich der frierende Landstreicher im Zementschuppen von Little Rock hatte zudecken wollen, dringend gesucht.

Es handelte sich um eine Erbschaft von 80,000 Dollar, die ihm William Stanford hinterlassen hatte. „Ich vermache meinem Lebensretter, Jack Clough, den ich bisher vergeblich gesucht habe, diesen Betrag", hieß es in dem Testament, „weil er mir einmal seinen letzten Schluck Wasser gab."

Die Vorgeschichte selbst ist bald erzählt: Im Jahre 1911 fuhr der junge Schiffszimmermann Clough auf der „Hornet" von New York nach Santiago. Der alte Kasten kenterte. 14 Mann der Besatzung retteten sich in ein Boot. Sie trieben 44 Tage hilflos im Ozean. Zwölf Mann starben. Am letzten Abend schien es auch mit William Stanford zu Ende zu gehen. Er lag völlig entkräftet, mit irren Augen und dick geschwollenen Lippen im Boot. Da gab ihm Jack den letzten Rest aus seiner Wasserflasche, den er für sich selbst verwahrt hatte. Er gab ihm diesen Schluck, weil er wußte, daß Stanford jung verheiratet war und zwei Kinder besaß. Damit rettete er dem Kameraden das Leben. Zwei Stunden später fischte man sie auf.

Als sie sich später trennten, reichte ihm Stanford die Hand und schwor: „Solange ich lebe, diesen Schluck Wasser werde ich dir nie vergessen. . ."

Sie sahen sich nie wieder. Jack wollte nichts gelingen. Stanford jedoch machte sein Glück.

Es gibt auch heute noch Märchen und Wunder. Und da auch Opferbereitschaft bis zur letzten Konsequenz und Dankbarkeit dafür nicht ausgestorben sind, lohnte es sich wohl, **diese Geschichte zu erzählen.**

Aus der katholischen Welt

Wissenswert für die fleißigen Leser unserer katholischen Neueinwanderer: Von April 1954 bis Februar 1955 wurden im Bereich der Sicherheitsdirektion Tirol wegen Verstoßes gegen das Gesetz zum sittlichen Schutz der Jugend die "Münchener Illustrierte" dreimal, die "Revue", die "Neue Illustrierte", "Kristall", der "Stern", "Quick" und "Tempo" je einmal verboten. Die österreichischen Illustrierten "Wiener Illustrierte" und "Wiener Bilderwoche" fielen je dreimal, "Film und Funk" zweimal unter das Verbot.

Bulgarischer Prälat in Gefangenschaft — Der römische Osservatore berichtet die Verhaftung des Apostolischen Exarchen in Sofia, Msgr. Cirillo Kurteff. Die Vatikanschrift bezeichnet das Vorgehen der Behörden als "einen wiederholten Schlag gegen die katholische Kirche", und fügt hinzu: "Mit der Verhaftung von Msgr. Kurteff, von der wir hoffen, daß sie nur vorübergehend ist, sind alle katholischen Bischöfe Bulgariens unter den Wirrnissen und Drangsalen der dortigen Kirchenverfolgung verschwunden."

Erst kürzlich gab der Vatikan bekannt, daß das kommunistische Albanien keinen einzigen katholischen Bischof oder Erzbischof mehr habe. Der letzte sei erst vor kurzem verstorben.

Bekanntlich ist ein Apostolischer Exarch ein katholischer Bischof als Ordinarius einer Diözese innerhalb des Ostritus' der Kirche. Der Osservatore sagt, der "Vorwand" für die Verhaftung des Msgr. Kurteff sei ihm nicht bekannt.

Deutsche Seelsorge in Schlesien — Neben Waldenburg besitzt Breslau gegenwärtig die größte Gemeinde deutscher Katholiken im polnisch besetzten Niederschlesien. Das zuständige Ordinariat anerkennt und fördert die Seelsorge für diese etwa 2000 Katholiken. Als Seelsorger ist der als Wissenschaftler auf dem Gebiet der schlesischen Reformations- und Synodalgeschichte in Fachkreisen geschätzte Geistliche Rat Dr. Alfred Sabisch tätig. Als Kirche dient die große Kapelle im St. Hedwigs-Kloster im Stadtteil Scheitnig. Anläßlich des Silbernen Priesterjubiläums Dr. Sabischs stellte ein Vertreter des Ordinariates fest, daß in keiner Gemeinde der Stadt und des Jurisdiktionsbezirkes ein so intensives kirchliches Leben und ein so starker Sakramentenempfang anzutreffen seien wie in der deutschen Gemeinde von Breslau.

Vertriebene in Detroit — Am 29. Juli fand in Detroit ein "Tag der Heimatvertriebenen" statt. Die Initiative lag bei dem ungarndeutschen Missionspriester P. Georg Schrammel. Der Festtag begann mit einem Gottesdienst in der ehemaligen deutschen "St. Marys Church". Dieser seit Jahren erste katholische Gottesdienst mit deutscher Predigt und deutschem Gesang hat die deutschsprachigen Gläubigen zum Teil tief ergriffen. Nach einem mittäglichen Picknick in dem der donauschwäbischen Vereinigung "Karpathia" gehörenden Park wurde am Nachmittag an der gleichen Stätte ein der Landessitte angepaßtes Volksfest abgehalten. Obwohl der Park 20 Meilen vom Stadtinnern entfernt liegt, hatten sich mehr als 2000 Deutschsprachige eingefunden, um sich mit dankbarer, manchmal fast rührender Anteilnahme deutsche Volkslieder, deutsche Märsche und deutsche Volkstänze vorsingen, vorspielen und vorführen zu lassen. Der besondere Wert dieser — in erster Linie als festliches Beisammensein der heimatvertriebenen Deutschen aus den Donauländern der ehemaligen österreich-ungarischen Monarchie gedachten — Veranstaltung lag nicht nur in der Zusammenführung mit anderen Vertriebenengruppen (inbesondere aus Ostpreußen, Schlesien, Sudetenland), sondern auch in der Herstellung eines engeren Kontaktes zwischen den früheren "Reichs"- und den "Volksdeutschen" überhaupt. An den Veranstaltungen beteiligte sich die Mehrzahl der deutschen Vereine in Detroit.

"Dia do colono" — Auch in Criciuma (Brasilien) wurde am 25. Juli der Tag der deutschen Einwanderung — "Dia do colono" festlich begangen. Bei der hl. Messe. die der hochw. Diözesanbischof Dom Anselmo feierte, sangen die Gläubigen eine deutsche Messe aus dem Kölner Gebetbuch. In einer längeren Ansprache empfahl der hochw. Herr Bischof die Pflege der heimatlichen Sitte und Sprache in den Familien. Die Familie bezeichnete er als die Quelle der religiösen Berufe und die Grundlage eines gesunden Gedeihens der Kolonie. Die Predigt rief einen tiefen Eindruck hervor. Der neue Männergesangverein zeigte zum ersten Male, was er an schönen mehrstimmigen deutschen Liedern eingeübt hatte. Auch die Schulkinder kamen mit deutschen Gedichten und Spielen zur Geltung.

Bekenntnistag in Buenos Aires — Das Jugendtreffen der deutschsprachigen Gemeinde — es fand im neuen San Bonifacio-Heim in Buenos Aires statt — war ein denkwürdiges Ereignis. Der Apostolische Nuntius, Msgr. Zanin, sprach erhebende Worte. Er verwies auf zwei große Gestalten mit jugendlichem, lebendigem, gläubigem Herzen — auf den Hl. Vater in Rom und Bundeskanzler Dr. Adenauer in Deutschland: "Beide haben mehr als 80 Jahre, aber auch mehr als wir zusammen an jugendlicher Beschwingtheit." Die moderne Jugend brauche die junge Kirche, brauche junge Apostel. Es sei das Gebot der Kirche an die Jugend, Mitapostel zu werden und nicht Apostaten zu sein.

Kolping in Südarfrika — Langsam, aber sicher kommt nun Leben in die zu Ostern in Johannesburg gegründete "Gruppe Kolping". Senior Roland Fritsch versteht es, die jungen Leute bei ihrem an jedem ersten Donnerstag im Monat im Deutschen Klub stattfindenden Versammlungsabend mit einem ausgezeichneten Redner zu überraschen. So sprach einmal Herr Simienski über das Thema "Telefon-Technik in Südafrika", ein anderes Mal Herr Brauns über "Was muß der Fotoamateur wissen?"

Priesternot in Chile — In der chilenischen Diözese Puerto Montt stehen für die Betreuung der rund 150 000 Seelen etwa 24 Pfarrgeistliche zur Verfügung, von denen die große Mehrheit über 60 Jahre alt und infolge von Krankheit und Altersbeschwerden nicht mehr voll einsatzfähig ist. Ein gutes Drittel der Pfarrgeistlichkeit setzt sich aus Ausländern (d.h. Nichtchilenen) zusammen; unter ihnen befinden sich Deutsche, Holländer, Spanier und Argentiner. Der enorme Priestermangel geht zum Teil auf soziale Ursachen zurück. Während nämlich z.B. in Deutschland der Priester unter den Akademikern rangiert und wenigstens annähernd eine mit anderen Intelligenzberufen vergleichbare Existenzgrundlage hat, ist er in Chile in dieser Hinsicht den Hausangestellten, Köchinnen und Waschfrauen gleichgestellt. Man kann es daher menschlich verstehen, wenn die Söhne wirtschaftlich konsolidierter Familien vor dem Priesterberuf zurückschecken, oder es vorziehen, in einen Orden einzutreten, wo ihnen die unmittelbare Sorge um die Existenz erspart bleibt. Viele Eltern sagen sich: Wir wollen nicht, daß unser Sohn nach so vielen Lern- und Studienjahren als geistiger Proletarier lebt!

Der Anruf von Köln

Die Kirche und das gespaltene Deutschland

Am Beginn des Katholikentages in Köln stand das Dom-Fest, die Feier des wiederhergestellten Kölner Domes.

Von diesem Dom ging die Botschaft aus, die bisher auf deutscher katholischer Seite die klarste und bestimmteste Erklärung zum Verhältnis von Kirche und Staat in der Sowjetzone, zugleich aber auch der dringlichste Appell an die Gewissen war: Die Predigt von Bischof Otto Spülbeck, dem Apostolischen Administrator des Bistums Meissen in der Sowjetzone.

Bischof Spülbeck knüpfte an das Losungswort des Katholikentages von der Kirche als dem Zeichen Gottes unter den Völkern an: "Was für ein Zeichen Gottes wäre es, wenn es uns als Kirche gelänge — außerhalb der politischen Gewalten — die Einheit des Volkes wieder herzustellen. Das wäre die überzeugende Tat der Kirche, es wäre das Zeichen Gottes unter den Menschen aller Zonen, und wir könnten dankbar das Wort des Herrn sich erfüllen sehen: 'Sie werden eure guten Werke sehen und den Vater preisen, der im Himmel ist' (Matth. 5, 16)." So klar ist die deutsche Einheit als mögliche "Tat der Kirche" noch nie gekennzeichnet worden.

Bischof Spülbeck wirft sofort die Frage auf: Was können wir als Kirche tun? Der Bischof beschäftigt sich mit verschiedenen Gesinnungsgruppen. Die einen wollen in der Trennung eine "Sühne für so viel Schuld sehen, die wir auf uns geladen haben". Diese Antwort ist "sicher sehr fromm, aber sie genügt uns nicht". Auch das "geduldige Durchhalten" im Vertrauen auf die Vorsehung ist "ein zu konventioneller Trost, mit dem oft christliche Frömmigkeit in unerleuchteter Weise operiert". Sühne, Genugtuung, Kreuzweg — alles das ist ja zu bejahen, aber es gibt noch eine dritte Antwort:

"Die Spaltung ist ein Unrecht vor Gott, sie ist eine Sünde. Und eine Sünde kann man nicht einfach hinnehmen, sondern man muß mit aller Kraft des Herzens und des Willens gegen sie angehen. Die Trennung ist eine Sünde gegen die Gerechtigkeit, und in diesem Auseinanderreißen unseres Vaterlandes toben sich die bösen Gewalten aus, an deren Spitze der Diabolus, der "alles auf den Kopf stellende", der Satan steht. . . . Es ist ein Frevel an den Gesetzen Gottes, der die Völker als Einheiten geschaffen hat und erhalten will. Müssen wir uns nicht mit viel tieferem Ernst fragen: leiden wir eigentlich aus dieser Sicht heraus an der Trennung unseres Volkes? Müßte nicht das Wort des frommen Beters aus dem 118. Psalm Geltung haben: Wasserbäche entströmten meinen Augen, da sie sehen mußten, wie sie dein Gesetz nicht beachten. Die Trennung ist eine Beleidigung Gottes, ein Angriff gegen die heilige Ordnung der Völker."

So kann nur ein katholischer Bischof sprechen, der in seine Gewissensentscheidung das von Gott gewollte Recht der Natur einbezieht. Mit hämmernden Worten rief der Bischof zur Tat auf: Gebetsgemeinschaften, lebendiger Rosenkranz, Gebet im Familienkreis ("das täglich um dieses Anliegen ringt"). Wie tief die Sorge des Bischofs um die Folgen der Trennung geht, bewies sein Anruf: "Sprecht miteinander, rettet den eindeutigen Sinn unserer Sprache, der durch die Not der Trennung uns allmählich verloren geht."

Mit der gleichen Eindeutigkeit sagte der Bischof, wie er "drüben" mit dem Problem fertig wird. "Das Entscheidende, das wir als Christen immer wieder betonen müssen, ist, daß wir anders sind. Wir erlauben uns als katholische Christen, in fast allen Fragen der Öffentlichkeit eine andere, und zwar eine eigene Meinung zu haben.

Die Schlußkundgebung des Katholikentages stellte das Ringen um die deutsche Einheit und die Wiedervereinigung in den weltpolitischen Raum. Papst Pius XII. sprach in seiner Rundfunkbotschaft mit der Warnung vor einer falschen Koexistenz eine lebenswichtige Forderung aus: Daß wir uns der Gefährlichkeit jenes Gegners bewußt blieben. Bundeskanzler Dr. Adenauer, der, wo immer er erschien, von den Bewohnern der Sowjetzone stürmisch gefeiert wurde, zeigte in seinen Schlußworten den Kampf um die Wiedervereinigung als Kampf gegen Unfreiheit und Sklaverei, gegen die Vergottung des Staates. Den Brüdern und Schwestern "von drüben" rief er zu: "Ihr seid nicht verlassen! Ihr seid nicht verloren! Der Tag der Freiheit wird kommen!"

Bürgermeister Amrehn von Berlin hob auf der Schlußkundgebung das Gemeinsame der Konfessionen in Glauben und Dienst hervor: "So geraten der Katholikentag und der Evangelische Kirchentag nicht in Konkurrenz zueinander. Es findet kein Wettrüsten der Konfessionen statt. Vielmehr vereinigen sich in beiden die lebendigen Kräfte des Christentums in Deutschland."

Der Evangelische Kirchentag und der Katholikentag erscheinen als Gewissenswalter der deutschen Einheit und Wiedervereinigung. Nicht aus einer politischen Macht, sondern aus dem Geist des Christentums. Trennung und Spaltung sind durch eine atheistische Großmacht des Ostens bewirkt. Diese Macht kann nur durch Kraft aus religiösen Quellen zurecht gewiesen werden. —

Dann werdet ihr nicht niedrig sein, wenn ihr das Kostbare vom Wertlosen unterscheidet, wenn ihr nicht dem Geschöpfe, sondern dem Schöpfer dient, wenn euch das Untere an euch nicht unter sich gebracht hat.

Hl. Augustinus

Die "Hervorsegnung" der Mutter

Die heutigen Großmütter ließen sich einst "hervorsegnen", wenn sie einem Kindlein das Leben schenkten. Vereinzelt halten auch heute noch Frauen an diesem christlichen Brauche fest. Vielen aber, ja man muß fast sagen, den meisten Frauen ist die Hervorsegnung fremd geworden. Sie kennen kaum mehr den Namen.

Was ist denn die "Hervorsegnung"? Sie ist ein besonderer Segen der Kirche für die christliche Ehefrau, die Mutter geworden.

Wie geht die Hervorsegnung vor sich? Wenn die Mutter nach einer Geburt zum ersten Male ins Gotteshaus geht, erwartet sie der Priester am Eingang der Kirche oder in einem Vorraum der Kirche. Die Frau kniet auf einem Schemel nieder und bekommt in die linke Hand eine brennende Kerze. Der Priester besprengt sie mit Weihwasser und grüßt mit dem alten Kirchengruß "Der Friede sei mit dir." Dann reicht er ihr das linke Stolaende und fordert sie auf, mit ihm ins Gotteshaus einzutreten, indem er sagt: "Christliche Mutter, tritt vor den Altar, huldige Christus, dem Sohne der seligen Jungfrau Maria, und danke Gott, der dich mit einem Kinde gesegnet hat!" Dann geleitet er sie zum Altar — meist zum Marienaltar. Hier angekommen betet er das Magnificat, jenen unsterblichen Preisgesang, den Maria beim Besuch der Base Elisabeth emporjubelte, da sie inne ward, daß Gott in ihr Mensch geworden. Nach Beendigung des marianischen Hochgesangs kniet die Mutter an den Altarstufen nieder; abwechselnd beten Priester und sie das "Herr, erbarme dich unser" und das "Vater unser". Der Priester spricht dann über die Mutter folgendes ergreifend schöne Gebet: "Allmächtiger, ewiger Gott, du hast die Schmerzen gläubiger Mütter durch die Geburt deines Sohnes der seligen Jungfrau Maria in Freude verwandelt; so blicke denn gnädig auf deine Dienerin, die frohen Herzens zu deinem Heiligtum gekommen ist, um dir Dank zu sagen. Schenke ihr unerschöpfliche Liebe, erleuchtete Weisheit und christliche Festigkeit, daß sie ihr Kind nach deinem Willen erziehe. Und laß sie einst unter dem Schutze unserer lieben Frau mit ihrem Kinde zur ewigen Heimat gelangen. Durch Christus, unsern Herrn." Abschließend segnet der Priester die Mutter mit den Segensworten: "Der Friede und Segen des allmächtigen Gottes des Vaters . . . komme über dich und bleibe bei dir allezeit!"

Die Hervorsegnungen sind meistens an Werktagen vor der hl. Messe, so daß die betreffende Mutter noch am hl. Meßopfer teilnehmen kann. Wenn sie dabei noch zur hl. Kommunion geht — Beichtgelegenheit wird bestimmt gerne geboten — dann erlebt diese christliche Mutter an jenem Morgen eine große Gnadenstunde. Auch das Nüchternheitsgebot ist für solche Frauen stark erleichtert.

Die Priester bedauern es, daß die Hervorsegnung fast völlig außer Übung gekommen ist. Sie werden es freudig begrüßen, wenn sich die Frauen wieder hervorsegnen lassen.

Christliche Mütter, kommt wieder zum Gotteshaus wie die Müttergenerationen vor euch! Auch Maria machte ihren Tempelgang: An Maria Lichtmeß!

Die drei heiligsten Namen

JESUS MARIA JOSEF

J	**Jesus**	Jehova (Gott)	**I**	Immaculata	Unbefleckt
E	**Emmanuel**	Gott mit uns	**A**	Advocata	Fürsprecherin
S	**Salvator**	der Retter	**J**	Justus	Gerechter
U	**Unus**	der Eine	**O**	Orator	Beter
S	**Sponsus**	Bräutigam der Seele	**S**	Servus	Diener
M	**Mater**	Mutter	**E**	Electus	Auserwählt
A	**Amata**	Hochgeliebt	**F**	Familius	Haupt der hl. Familie
R	**Regina**	Königin			

Würde und Würste

von F. Schrönghamer Heimdal

Ich durfte mit dem Vater ins Bräuhaus gehen. Es war Bürgermeisterwahl. Ich war zwar damals mit meinen acht Jahren noch nicht wahlberechtigt, aber ich sollte eine Wurst bekommen, die mir der Vater schon längst versprochen hatte.

Am hinteren Tisch, wo unser Nachbar, der Höggenstaller saß, erwischten wir noch ein Plätzchen.

"Vater, die Wurst!"

Und die Bräuin brachte mir gleich eine Wurst. Ich drückte mich selig in meinen Winkel und biß der Wurst gleich einen Zipfel weg. Herrgott, war das ein Saft und Geschmack!

"Bräuin, zwei Würste!" schrie der Höggenstaller.

Und die Bräuin brachte dem Höggenstaller zwei Würste, brachte sie mit der blanken, prallen Hand und legte sie auf den Tisch.

"So eine Sauerei!" begehrte der Höggenstaller auf. "Weißt denn nicht, was sich für einen hausgesessenen Bauern gehört? Bin ich etwa ein Hüterbub oder ein Häuslmann? Einen Teller möcht ich und Messer und Gabel!"

"Rammel, g'scherter!" brummte die Bäurin und brachte dem Höggenstaller das Gewünschte.

Wozu brauchte denn der Höggenstaller ein Teller und Messer und Gabel?, dachte ich im Stillen bei mir selber. Da ich mit meiner Wurst längst fertig war, hatte ich Zeit, den Höggenstaller zu beobachten. Ich tat es unverwandt und aus voller Seele. Auch die wahlberechtigten Gemeindebürger taten es.

Der Höggenstaller also legte die Würste in den Teller, stich sie mit der Gabel an und zieht ihnen mit dem Messer die Haut ab. Die Haut schiebt er in die Rocktasche, wo ihm das Schnupftuch heraushängt.

"Schad um die schöne Haut!" denk ich mir. "Die wird er wohl dem Tyras heimbringen. Na, der wird schlecken! Wo die Haut gleich noch besser ist als die Wurst selber. So eine Verschwendung!"

Der Höggenstaller aber schneidet die Würste in feine Scheiben auf, gupft eine Mischung Pfeffer und Salz auf den Teller, spießt mit der Gabel eine Wurstscheibe, taucht sie ins Gewürz, und fährt damit zum Mund hinein.

"Herrgott", denk ich mir, "vollbringt der eine langweilige Esserei. Ich wäre mit den zwei Würsten schon längst fertig und mit den Häutchen auch . . ."

Wortlos und feierlich gabelt der Höggenstaller seine Wurstscheiben auf. Das Gesumme in der Bräustube verstummte allmählich, weil alles nur einen Blick hat auf den seltsamen Wurstesser. Ich lese Hochachtung in diesen Blicken, und eine Waldbauernstimme flüstert:

"Respeckt! Der Höggenstaller versteht das Wurstessen. So fein kann's nicht einmal der Bezirksamtmann!"

Endlich — mir scheint es eine Ewigkeit — hat der Höggenstaller das letzte Wurstscheiblein gegessen. Ich atme erlöst auf und kann mein Giermaul wieder zumachen, das während der ganzen Esserei offen gestanden hat. Das Gesumme in der Bräustube hebt wieder an — und eine Viertelstunde später ist der Höggenstaller Bürgermeister, einstimgewählt!

Mein Vater und ich haben die Ehre, das neue Gemeindeoberhaupt auf dem Heimweg zu begleiten.

Ich bin sehr stolz auf unsern Nachbarn und seine neue Würde, obwohl ich ihm seine langweilige Wurstesserei nicht verzeihen kann. Auf dem Schwendhübel bleibt der Höggenstaller stehen, klopft meinem Vater auf die Schulter und spricht: "Ja, Michel, man muß seine Leut' kennen. Denen hab ich einmal ein Wurstessen vorgemacht, daß ihnen die Augen herausgehängt sind wie Salzbüchsel. Da haben sie's einmal gesehen, daß der Höggenstaller ein Mann ist, der wo Bildung hat. Na ja, sie haben mich auch zum Bürgermeister gemacht! . . . So, und jetzt freß ich die zwei Wursthäute'!"

Und er zieht die zwei Wursthäute heraus, wo ich geglaubt hab', daß er sie dem Tyras bringt, und ißt sie samt den Spagatschnürln, die an den Zipfeln baumeln.

"Weißt, Michel", sagte er nachher zum Vater, "das hätt' sich nicht geschickt, daß ich die Wursthäut' gleich im Wirtshaus gefressen hätt'!"

Im Weinberg

Im Weinberg hängt das Gold
wie des Königs Werben
und der Minne Sold.
Sommersonnen brennen
auf das heilige Gut,
und es riecht nach Reife
und nach warmen Blut.
Oh, es nahn die Zeiten,
da der Herr sich neigt,
sich zum Feste gürtet
und nur jubelnd schweigt . . .
Denn er tritt die Kelter
an dem hohen Fest,
pflückt die reifen Trauben
preßt den goldnen Rest –
bis der Wein der Minne
rinnt und rinnt und rinnet
und das Mahl des Königs
für die Braut beginnet.
Ich sah reife Reben,
Reben überm Hag,
hörte leise Schritte
und der Taube Schlag.
Und ich harrte staunend,
saß und sah und sann:
Ob auch für die Mägde
nun ein Fest begann? –

Wilborada Maria Duft,
Menzingerschwester

Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Fortsetzung

„Ist er krank? Verletzt?"

Der Fremde achtete nicht auf die Frage. Mit beiden Armen beschrieb er einen Bogen weit durch die Luft.

„Dies ist das Travenanzes, wie wir es nennen, ein wildes Felstal. Es leben keine Menschen darin. Wie sollten sie auch? Da nur Stein ist und Stein und noch einmal Stein. Ein paar Lärchen, ja, und dazwischen die magere Weide, selbst den Schafen zuwenig. Ihr könnt Euch denken, wie die Weiber die Augen aufsperrten, unten bei den Häusern, als sie sahen, wie mit einem Male ein Mensch an dem Travenanzes herabkam, ein Mensch, den niemand zuvor gesehen hatte. Weiß Gott, wie er in das Felstal hineingekommen war. Er kam nicht über den Hirtensteig, nein, steil über die Felsen herab stieg er. Fast meinten die Weiber, er hätte zuviel Wein getrunken,denn er wankte, hielt sich an der Lärche da, am Felsen dort. Doch wie hätte einer im Travenanzes zum Wein kommen können? Als er auf der Halde, ein Stück über den Häusern, war fiel er und blieb liegen . . ."

„Häuser?" stieß Agnes hervor, „wie nennt Ihr sie?"

„Die Häuser, ja!" nickte er bloß und hob beide Hände auf, als wolle er damit das Vergangene beschwören. Die Kerze wiederholte das Bild des Alten, ins Große, Unheimliche verzerrt, im zuckenden Schatten.

„Wir trugen ihn zum Charlott, denn sein Haus war das nächste, und viel Zeit war nicht. Als wir ihn aufhoben — leicht wie ein Vogel, der kein Mark, der Luft in den Knochen hat. Es war überhaupt nichts Schweres, nichts Festes an ihm. Und er schien doch ein Mensch zu sein, ein Knabe, freilich, doch näher schon dem Manne; denn der Bart sproßte ihm schon um das Kinn. Ich nahm ihn nun um die Schulter und sagte den andern, die ihn an den Beinen aufheben wollten, sie sollten ihn lassen, ich nähme diesen da schon allein, es ginge besser so. Ihr müßt wissen, Frau, ich bin Träger, in Fedaja und auf dem Pordoi. Eine ganze Hütte hab' ich schon getragen, Stück für Stück auf meinem Rücken und manchen, der in den Felsen hing, aber diesen . . ."

Agnes kannte die Art dieser Menschen. Sie sprachen so, wie sie zu Berge stiegen, langsam, Schritt um Schritt. Sie konnten nicht anders. Es war ihnen unmöglich, einen Schritt, der erst später zu tun war, vor dem nächsten zu tun. „Dieses war das Leichteste an Mensch, was ich je auf meiner Schulter getragen habe, ein Kind noch, was das Gewicht angeht." Christoph! Ach sie sah ihn vor sich, den Knaben, das Kind!

„Sonst hatte er nichts bei sich, was andere tragen, die aus den Bergen kommen, einen Rucksack oder so. Ja, daß ich es richtig sage, einen Beutel hatte er unter dem Arm, eine Art Sack. Als ich ihm diesen wegnehmen wollte, damit ihn ein anderer trage, wachte er auf und hielt ihn mit beiden Händen fest und ließ ihn nicht los. Er schämte sich wohl, weil der Beutel so leicht war, leicht wie er selbst. Erst später kamen wir darauf, was in dem Beutel war, denkt Frau: eine Geige!

Ja, der Charlott ist ein guter Mensch. Zwar, er trinkt. Doch ihr dürft ihm dies nicht übelnehmen, Frau. Sein Herz ist gut. Darauf kommt es an. Sein bestes Bett gab er her, als ich ihm den einen ins Haus brachte, das blumengemalte Bett! Ein ganzer Frühling ist auf diesem Bett aufgemalt. Kein schöneres habe ich je im Leben gesehen. Und dann gab er ihm den starken Brantwein ein, den er selbst aus den Wurzeln des Enzians brennt. Der Charlott versteht sich darauf. Er sagt immer, dieser Schnaps brächte Tote wieder zum Leben. Er ist oft tot, der Charlott, und der Schnaps gibt ihm immer das Leben wieder. Doch vergebt es ihm, Frau! Wer hätte nicht einen Fehler? Der Branntwein brachte den einen wieder zum Leben, ja, doch anders wie es beim Charlott ist. Alles gab er wieder von sich. ‚Verdammt' mein guter Schnaps! fluchte der Charlott und sah auf die Lache auf den Boden nieder, ‚schade darum!' Dann versuchte es sein Weib, die lange, dürre Stina, mit einer heißen Eiersuppe. Die tat ihm besser, die behielt er."

Der Alte zog den Rock enger um die Brust und schloß die Knöpfe. „Mich friert. Der Ofen ist so schön! Doch kalt wie ein Stein. Ihr heizt wohl nicht mehr, ihr Bauern hier? Die Sonne hat euch lieber als uns drüben über den Jöchern. Wir frieren noch. Der Charlott fror auch, draußen im Heu. Der andere aber, den ich von Tschadlin heruntergetragen hatte, schlief, wie ein Murmeltier schlief er. Schlief den Tag zu Ende, die Nacht und wieder den Tag. Als er wieder die Augen aufschlug und staunend um sich sah, fragte der Charlott: ‚Woher? Wohin?' Da begann das Rätsel. Er schüttelte bloß den Kopf, obwohl der Charlott deutsch gefragt hatte. ‚Einen Namen wirst du wohl haben?' Nein, deutete er. ‚Aber eine Heimat hast du doch?' ‚Nein!' ‚Zum Teufel', schrie der Charlott — er hat eine jähe Natur, doch sein Herz ist sanft —, ‚eine Mutter hast du gewiß! Wie wärst du sonst zur Welt gekommen?' ‚Nein, Mutter habe ich keine mehr!' sagte er. Doch wir hörten, daß er das Deutsche sprach, wie es über den Bergen gesprochen wird.

Was sollten wir tun? Es war nichts aus ihm herauszubringen. Auch an seinen Kleidern nichts, kein Zeichen, das uns sein Geheimnis verraten hätte, nur ein Bündel Blätter, eng im Rocke verborgen, hatte er. Wir gaben sie dem Kaplan zu lesen. Doch dieser lächelt bloß, als er sie uns zurückgab. Wir wußten nichts anzufangen mit diesem Lächeln.

‚Ich glaube, der hat etwas Arges ausgefressen!' meinte der Charlott. Doch sein Weib, die Stina, verbot ihm diese Rede; denn sie hatte gehört, wie der Kranke, als er mit ihrem Jüngsten, dem kleinen Gilli, allein war, diesem ein Liedlein vorsagte, in unserer Sprache eines.

Kein böser Mensch hat solches in sich, meinte die Stina. Trotzdem begannen wir an ihm zu zweifeln; denn am dritten Tage kam das Fieber. Der Charlott sagte, es sei von innen gekommen. Wundfieber oder so sei es keines. Vom Herzen ginge es aus.

Im Fieber begann er zu sprechen. Aus dem Bette wollte er springen. Mit dem Leintuch mußte ihn der Charlott festbinden. Er wußte sich sonst nicht zu helfen.

Da schrie er: ‚Vater!' und warf die Arme hoch. ‚Halt fest, Vater!' und krümmte sich auf. Es war schaurig anzusehen. Als müsse er ertrinken, so schlug er um sich. Und ‚Vater!', immer wieder ‚Vater!'. Dann sank er ganz in sich zusammen, ein Mensch in seinem Elend. ‚Der Vater ist tot!' stammelte er, ‚und ich, ich bin schuld!'

Soviel Deutsch verstand der Charlott wohl, als dazu nötig war. Er hat ja sieben Jahre bei den Kaiserjägern gedient, nicht als Soldat, als Kompanieschuster nur! Doch es reichte, um zu begreifen, daß es hier um eine arge Sache ging.

‚Eigentlich, mein alter Vilatsch' — so nennt er mich immer, der Charlott, obwohl ich jünger bin als er —, ‚eigentlich' so meinte er und trank drei Schnäpse hintereinander, so sehr hatte ihn das Ganze aufgeregt. Er mußte sich selbst wieder zum Leben bringen! — ‚eigentlich gehört so eine Sache vor die Polizei!' Doch Ihr müßt wissen, Frau, wir lieben die Polizei nicht. Das hat so seine Gründe. Ich riet dem Charlott davon ab und sagte: ‚Denk bloß an das Liedlein, das er deinem Gilli vorsang, und dann: Seit wann laufen böse Menschen mit einer Geige herum, he?' Der Charlott brauchte noch drei Schnäpse, um zu begreifen, daß ich recht hatte.

Doch während wir darüber sprachen, geschah etwas Unerwartetes. Das Fieber hatte wohl nachgelassen, denn der Kranke lag ganz ruhig, die Hände gefaltet, nur die Lippen bewegte er.

‚Er spricht wieder', rief ich.

Ich beugte mich nahe an seinen Mund.

‚Ev', verstand ich.

‚Er spricht von einem Mädchen', sagte ich zum Charlott. Da hörte er es auch, wie der Kranke sprach: ‚Ev, meine liebe Ev'."

Der Alte legte die Hände ineinander und fuhr fort: „Da nahm ich mir ein Herz und fragte: ‚Welche Ev?' und dachte, so wie ein Mensch im Traum oft antwortet, würde vielleicht der Fiebernde mir sagen, wen er meinte und wo diese Person weile. Er riß auch wirklich die Augen auf, suchte im Raum nach irgendeinem bekannten Gesicht und sagte dann: ‚Ei, was fragt Ihr so, die Ev meine ich, wo ist sie? Sie soll gleich zu mir kommen, ich will mit ihr in das Surlay gehen, die Schafe soll sie einstweilen in Tschelm lassen.' Dies war alles, Surlay und Tschelm, nicht mehr. Dann fiel er wieder zurück in seine Fieberphantasien, sprach von Anselm und Hilarius, und es war nichts mehr zu verstehen. Was sollten wir also anfangen? Surlay klang mir bekannt, und nach einigem Umfragen erfuhren wir vom Förster in Contrin, der bei der Bergung des verirrten jungen Menschen mitgeholfen hatte, daß Surlay ein wildes Felstal mit einem kleinen See oberhalb des Berges von Rojen sei und daß dort der große Hof von Fioll neben dem kleinen Hof von Tschelm liegen müsse. Und da müsse also auch die gesuchte Person sein. Der Förster von Contrin sagte zu mir:

‚In Surlay, da habe ich einmal einen Handel gehabt; wenn ich mich damals nicht eingesetzt hätte, gäbe es dort oben keinen Jungwald. Wartet, habe ich mir gedacht, ich werde euch schon zeigen, wie man den Tschanwald wieder aufforstet! Einem, sie nannten ihn den Kramerherrgott, dem habe ich erst einmal richtig erklären müssen, wie wichtig für

den ganzen Berg die Aufforstung des Tschanwaldes war.'

Ja, und dann fiel es auf mich, daß ich hierher gehen mußte, ich war einmal Bergführer in Campitello, und ein Weg wie dieser schlug gewissermaßen in mein Fach. Die Bahn, nein, die habe ich nicht genommen, Frau. Da verlaß ich mich nicht drauf, wenn es auch nur eine kleine ist, keine richtige. Aber man kann nie wissen!"

„Und das Fieber, sagt, habt Ihr den Arzt gerufen?"

„Gott bewahre, Frau! Der Arzt ist einen Tag weit weg. Da kann einer dreimal sterben inzwischen. Und außerdem weiß man nie, wie man mit so einem Doktor daran ist. Vielleicht hätte er gleich die Gendarmen mitgebracht. Nein, das versteht die halbtaube Anda Stina besser. Sie hat ihm einen Wickel gemacht und den Tee eingegeben, den ganz besonderen, sie sagt es niemandem, aus was für Wunderkräutern sie ihn zusammenbraut. Doch es ist ein wahres Wunder von einem Tee. Lauter Blumen und Blüten aus dem Fedajatale am Fuße der Marmolata holt sie zusammen. Er hilft für alles, wo der Schnaps nicht hilft. Das Fieber ließ gleich nach in ihm. Nur schwach ist er noch, furchtbar schwach. Es ist nicht viel mehr Leben in ihm, sagt die Stina, als in einen Fingerhut geht."

Agnes hatte mit pochendem Herzen und viel Geduld die lange und umständliche Erzählung des Alten gehört. Sie atmete schwer.

„Ich will gleich zu ihm!" rief sie.

Der Alte schob die Schultern in die Höhe. Da Ihr die Mutter seid", meinte er, „wird es das beste sein für ihn. Aber die andere, die er Ev nennt, sollte die nicht auch mitkommen? Ist das vielleicht die Braut?"

Agnes blickte erschrocken halb und verwundert zu Ev, die sich an die Wand gelehnt hatte. Das Antlitz blieb im Dunkel. Agnes suchte ihre Augen.

„Es ist nichts zwischen uns", sagte Ev schwer.

„Trotzdem danke ich dir Ev", sagte Agnes, „und nun will ich ihn heim holen! In wenigen Tagen schon, heim, hierher, zu uns!"

„Heim? das will er nicht!" rief der Alte mit gerunzelter Stirn, „ heim nicht!' hat er im Fieber geschrien, ‚nicht heim!' "

„Er wird wieder zu sich finden, wenn er daheim ist", sagte Agnes und erhob sich „Der Weg war weit. Ihr seid unser Gast. Kommt, Mann!" —

In dieser Stunde noch eilte die Bäuerin ins Dorf hinab, obwohl es schon bald auf Mitternacht ging.

Erschrocken öffnete Gentili. „Was ist geschehen, Signora?"

„Ich brauche Ihren Rat und Ihre Hilfe, lieber Doktor!"

„Um Gottes Willen, was ist geschehen? Wie bleich Sie sind, Sie zittern ja."

Agnes schüttelte den Kopf. Zu lächeln versuchte sie, ein glückliches Lächeln, trotz allem!

„Es kann auch sein, Doktor, daß einem Menschen bange ist, nur weil er das Übermaß der Freude nicht bewältigen kann!"

Gentili trat kopfschüttelnd in das Zimmer, rückte den Stuhl zurecht und breitete ihr eine Decke über die Knie.

„Sie sollten sich schonen. Die Nacht ist kühl. Nun sprechen Sie. Ich bin bereit. Sie brauchen den Arzt?"

„Den Arzt auch. Doch erst Sie selbst, den Menschen!"

Und wie ein Ruf, der die lange Qual ihres Herzens löste, klang es: „Christopf lebt!"

Ihre Worte überstürzten sich. Nur mit Mühe vermochte sie von dem, was der alte Hirte berichtet hatte, ein klares Bild zu entwerfen.

Dr. Arturo Gentili hatte seinen Stuhl dem ihren gegenüber gerückt. So saß er, die Hände um die Knie geschlossen, und sagte:

„Wie froh bin ich für Sie, Signora!"

An seinem ehrlichen Mitgefühl entzündete sich ihr jubelndes Mutterherz von neuem.

„Ja, Christoph! Diese prächtigen Menschen, Vilatsch, der Hirte, wie froh bin ich, daß Christoph diese Menschen fand! Ich wollte fragen Doktor —"

„Es gibt nur eine Frage, Signora: Wann fahren wir?"

Dankbar reichte sie ihm die Hand.

„Lukas besorgt einen Wagen", sagte sie noch. —

*

Der Schuster Charlott stand vor seinem Hause, das hoch am Berghange von Canazei liegt, und blinzelte in die Sonne. Als er den alten Hirten sah, wie er mit seinen steifen Beinen aus dem Wagen stieg — bei Gott! es war ein richtiges Automobil! —, ahnte er, was der Besuch zu bedeuten hatte. Er begrüßte die Frau, die auf ihn zueilte, und sagte: „Sie besuchen den Kranken? Er schläft seit ein paar Stunden."

Agnes drückte leise die Klinke nieder und trat in die enge, zirbenvertäfelte Stube. Das Herz pochte ihr bis an die Schläfen.

In einen weitläufigen Bett, das viel zu breit war für seinen schmächtigen Körper, lag Christoph.

Ach, wie erschrak Agnes!

Nicht Christoph mehr, der Knabe, der Träumer, der lächelnd mit dem Leben gespielt hatte. Ein junger Mensch lag vor ihr, einer, mit dem nun wohl das Leben selbst gespielt hatte, grausam und

hart. Verfallen war das Antlitz, die Backenknochen traten hervor, tiefe Schatten lagen um die Augen. Ein schmaler, herber Strich nur war der Mund und fremd der wirre, dunkle Bart um Kinn und Wangen!

Vergeblich suchte Agnes in diesen von frühem Leid gezeichneten Zügen das heitere, beschwingte Lächeln wieder jenes dem Leben fröhlich zugewandte Antlitz des Knaben.

War dies noch Christoph, ihr innigstgeliebtes Kind, ihr eigenstes, Christoph, ihr Sohn? Sie näherte ihren Mund seinen blutleeren Lippen, nur um den Hauch seines Atems zu spüren; denn wie er mit geschlossenen Lidern dalag, schien er dem Tode näher zu sein als dem Leben.

„Christoph?" hauchte sie.

Schweigen kein Zeichen. Nichts.

Heftiger ging plötzlich sein Atem. Die Finger krampften sich zu Fäusten. Er träumte. Keuchend flog die Brust, Schweiß trat ihm auf die Stirn. Dann ging der Atem wieder ruhig und fest.

Mit einem Male schlug Christoph die Augen auf.

Da er auf dem Rücken lag, konnte er die kunstvoll geschnitzte Taube über sich sehen, die mit weitgespreizten Flügeln und rotem Schnabel von der Decke herabhing. Diese Tauben, Sinnbild des Heiligen Geistes, wurden im Tale geschnitzt. Agnes hatte noch keine gesehen, die so schön war wie diese.

Christoph folgte mit seinen Augen dem heimlichen Schweben der Taube. Der Luftzug, der von der geöffneten Tür gekommen war, bewegte sie ganz wenig im Kreise. Ein Lächeln spielte um die Lippen des Kranken. Wie gebannt hingen seine Augen an dem Zeichen.

„Christoph!" flüsterte Agnes leise.

Er wandte seinen Kopf zur Seite — und sah erstaunt um sich.

Der Blick war fremd, leer und ohne Glanz. Er sah an der Mutter vorüber.

Das Lächeln um seinen Mund verschwand. Unruhig irrten die Augen umher. Eine Falte des Unmutes trat ihm zwischen die Brauen. Erst als seine Augen wieder die bunte, schillernde Taube gefunden hatten, löste sich die Spannung in seinem Antlitz.

Eine Hand legte sich auf Agnes' Arm. Dr. Gentili war eingetreten.

„Er hat mich nicht erkannt", sagte Agnes voll tiefer Traurigkeit.

„Geduld, Signora, Geduld!"

Anda Stina, das Weib des Schusters, kam. Wenn es der Frau beliebe, sagte sie, es sei angerichtet, ein weniges nur, doch gut nach der gefährlichen Fahrt in diesem Wagen. Es käme Kraft von ihrer Eiersuppe, das habe man an dem einen da gesehen, den habe nur ihre Eiersuppe vor dem Ärgsten bewahrt.

Der Arzt nickte Agnes zu, während er sich die Hände wusch.

„Danke", schüttelte Agnes den Kopf, „Ihr meint es gut! Doch ich will lieber ins Freie inzwischen, verzeiht!"

Während der Arzt den Kranken untersuchte, ging Agnes den schmalen Steig zu dem kleinen Lärchenwalde hinüber, der unterhalb des Hauses lag. Der Frühling, der drüben am Rosenberg längst schon in vollem Prunke eingezogen war, begann in diesem einsamen Hochtale zaghaft erst mit einigen zarten, blassen Krokusblüten seine Herrschaft. Einzeln brachen sie aus der schlaffen, grauen Erde hervor, die noch müde schien von der lange getragenen Last des Schnees. Über den Lärchen aber lag schon der zarte, lichte Schimmer, ehe die Knospen brechen. Darüber blendete hell die steil aufgereckte Gletscherbrust des Marmolata.

Agnes bückte sich nach den zarten, lilafarbenen Kelchen. Sie wußte, wie Christoph gerade diese Blumen liebte. Ach, Christoph! Sie sah wieder seine dunklen unheimlichruhelosen Augen, wie sie aufwärts nach der Taube starrten und jeder ihrer kleinsten Regungen folgten, als wären sie ganz an sie geheftet. Endlos im Kreise und wieder, wieder und dann, wie sie plötzlich über sie hinweg-, nein! durch sie hindurchsahen ins Leere, ins Nichts! War sein Geist verwirrt? Der Gedanke daran verschlug ihr den Atem. Alles, was sie um dieses Sohnes willen gelitten, wog gering gegen den Schmerz, da seine Augen sie nicht finden konnten.

Als Agnes zum Hause zurückkam, sah sie durch das Fenster, wie sich der Schuster Schnaps in die Eiersuppe goß, die für sie bestimmt gewesen war, und gierig den Teller auslöffelte.

Auch Dr. Gentili schien mit der Untersuchung des fiebernden Christoph noch nicht zu Ende zu sein, denn er war noch nicht aus der Kammer, in der Christoph lag, gekommen.

Da ging sie wieder den Weg zu den Lärchen hinüber, diesen einsamen, stillen Weg ihres Leidens, wieder und wieder. Endlos floß die Zeit.

„Bitte, geben Sie mir ein kleines Gefäß, Charlott", bat sie, „ich will diese Blumen an das Bett stellen. Mein Sohn liebt Blumen so sehr!"

Und während sie sorgsam die kleinen Blüten in das Glas steckte, begann sie den Leuten von Christoph zu erzählen, von seinem Garten, in dem alle Blumen des Jahres standen, von den Vögeln, die er sich hielt, von seiner Geige und von vielen tausend kleinen Dingen, die einer Mutter doch eine ganze Welt voll Liebe bedeuten.

Anda Stina, aus dem schwarzen Topf den Rest

der Suppe vertilgend, meinte: „Ihr sprecht unsere Sprache, seid Ihr aus dem Enneberg?"

Charlot unterbrach sie. „Hab' ich sofort gehört. So sprechen sie drüben in Antermoja und Abtei!"

„Ja, Charlot, ich bin eine De Lay aus Antermoja."

Da blieb dem Alten das Wort im Mund hängen. Er riß den Hut, der auf dem weißen Haar angewachsen schien, mit einer respektvollen Bewegung vom Kopf herab.

„Der Herr De Lay von Siron, ah! Und da sitzt Ihr auf dem harten Stuhl, in der finsteren Küche, Frau, und mein Weib, dieser Unmensch, hat Euch nur eine Suppe angeboten, statt ein Huhn zu schlachten. Ihr tatet recht, die Suppe zu verschmähen, so gut sie auch war, Ihr aus dem Hause des gnädigen Herrn Oswald De Lay von Siron!"

Wie ein aufgescheuchter Vogel schoß er von einer Ecke in die andere, um dann vor dem Hirten stehenzubleiben: „Daß du mir dies nicht gleich gesagt hast, alter Esel! Das muß ich doch gleich dem Kaplan berichten. Er war ein Freund — und welch einer — des gnädigen Herrn!"

„Später, Charlot, später!"

Endlich kam Dr. Gentili aus der Stube. Er sah müde und angegriffen aus.

„Christoph schläft wieder. Das ist gut", sagte er.

Und nach langem Schweigen: „Seltsam! Herz, Lunge, alle Organe gesund, alles richtig, sozusagen, doch ohne Kraft, ohne Willen zum Leben. Daß das Erinnerungsvermögen versagt, ist eine Folge der schweren Bewußtlosigkeit, die ihn in den vergangenen Tagen erfaßt hatte. Es wird, je mehr der Schlaf ihn kräftigt, wieder zurückkehren."

„So wird Christoph wieder gesund werden, ganz?"

„Soweit es sich um jene äußere Gesundheit handelt, die wir sehen, feststellen können und behandeln, ja. Aber Christoph — wie soll ich es nennen? — lebt zu stark von innen her, er kann nur völlig gesund werden aus sich selbst heraus!" —

Als Christoph am andern Morgen aus dem tiefen Schlafe erwachte und lange suchend um sich sah, war mit einem Male Leben in seinem Blick. Er richtete die dunklen Augen staunend auf Agnes, und seine Lippen bewegten sich: „Mutter!"

„Ja, Christoph!" jubelte sie.

Im überströmenden Gefühl der Freude nahm sie sein Haupt in ihre Hände. Die Tränen flossen ihr an den Wangen nieder. Sie wehrte ihnen nicht. Mit zarten Fingern strich sie ihm das wirre Haar aus der Stirn, wie sie dem Knaben getan hatte, wenn er von seinen Spielen im Anger zu ihr in die Küche gelaufen war. „Christoph, mein Bub", stammelte sie, „endlich bist du wieder da!"

Wie die Sonne hell aus dem dunklen Gewölk hervorbricht und mit einem Schlage das ganze Bild der Landschaft, so düster es bisher erschienen, in fröhliche Farben taucht, so trat mit einem Male der heitere, knabenhaft unbekümmerte Zug wieder in sein Antlitz. Die Augen lächelten. Glücklich sah es Agnes.

Doch kurz nur! Dann umdüsterten wieder die dunklen Gedanken seine Stirn, und der fremde, bittere Zug trat auf seinen Mund. Hohl klang die Stimme, als käme sie irgendwo aus verborgenen Tiefen.

„Wer hat dich gerufen, Mutter?" fragte er erschrocken und voll Verbitterung, „ich tat es nicht."

Agnes konnte nicht hören, was er sprach. Sie wollte es nicht hören in dieser Stunde des glücklichen Wiederfindens, wollte nur eines sein, Mutter. „Wie kamst du her?"

„Frage nicht, Christoph!"

Da richtete er sich auf. Entsetzen spiegelte sich in seinem Antlitz. Er stieß hervor: „Ich allein bin schuld. Ich habe den Vater getötet! Wußtest du es nicht?"

„Christoph", sie ergriff seine Hand.

Doch er riß sich los: „Wärest du auch gekommen, Mutter, wenn du gewußt hättest, daß ich es war, der den Vater . . ."

„Schweig, Christoph!"

„So ist es", rief er heiser, und seine Augen blickten in die Ferne, als sähen sie noch einmal die Bilder jener verhängnisvollen Nacht. Wie im Traume sprach er: „Ich lief den Steilhang hinab . . . am Tschoi entlang, da sah ich, hinter dem Steine verborgen, wie Anselm und Lukas den Vater aus der Mure bargen, wie sie ihn auf die Erde betteten. . . Ich hörte, wie der Vater stöhnte, wie schwer sein Atem ging, ich sah, wie er nach mir suchte mit seinem Blick, wie er starb. In mir aber schrie es: Du allein bist schuld, schuld, schuld!"

Wie unter einem furchtbaren Schlage krümmte sich Christoph zusammen.

„Ach, Christoph, sprich nicht von Schuld . . ."

„Meine Schuld! Meine Schuld!" Er schrie es in ihre Worte hinein, „alle Schuld ist auf mir. ‚Zurück!' hatte der Vater gerufen und ‚Laß das Tier. Es ist tot! Zurück!' Doch ich hörte nicht auf ihn. Ich sprang in den Stau. Ich . . . Da wollte er . . . Da faßte er nach mir . . . in diesem Augenblick geschah es."

Furchtbar brach es aus seiner keuchenden Brust: „Die Steine, die Stämme! Wie ein Gebirge ragte alles vor mir auf, ein Gebirge aus Schlamm und Stein und stürzenden Wassern. Die Stämme wälzen sich, schlagen über. Die Flut bricht herein. Auf reißt der düstere Schlund. Vater! Da ist sein Arm.

Er faßt mich. Doch dann: Die Mure! Um Gottes willen, Mutter, es war meine Schuld!"

Christoph sank erschöpft in das Kissen zurück. „Zu spät . . .", stöhnte er schwer, „zu spät . . ."

„Christoph, du tatest, was dich trieb. Ein Tier in seiner Not! Das griff dir ans Herz. Du sprangst in den Stau, und dabei löstest du einige Stämme, die dem Wasser freien Lauf ließen. Unabsehbar wäre das Unglück geworden für den Hof, das Vieh, die Menschen, wenn der Stau später erst in seiner vollen Kraft gebrochen wäre."

Sie strich über seine heiße Stirn.

„Die großen Äcker sind schon frei. Lukas hat drei Schienenwege bis zum Tschoi angelegt. Die Karren fahren ohne Unterlaß vom Acker zum Bach und vom Bach zum Acker. Du wirst staunen. Auch das Langfeld ist frei und ein Teil der Obstfelder. Und nun baut Lukas ein Kraftwerk am Tschoi . . ."

Christoph konnte die Worte der Mutter nicht mehr hören. Wie ein Schleier sank es über sein Antlitz. Sein Blick ging wieder zur Decke empor und heftete sich an die Taube, die still ihre Kreise zog.

Agnes betete inbrünstig, ja, sie hielt in dieser furchtbaren Stunde Zwiesprache mit Gott.

„Löse ihn aus dem Wahne, o Herr; denn es ist kein Fehl an ihm. Du weißt es. Was in jener Nacht geschah, laste es meinem Gewissen auf, o Herr; denn ich habe ihn erzogen, ihn bestärkt in seinen Träumen, in seiner grenzenlosen Liebe zu aller Kreatur. Ich allein trage die Schuld . . ." —

Am andern Morgen nahm Dr. Gentili Abschied: „Was meine Sache war, ist getan, Signora. Was zu tun bleibt, kann nicht der Arzt, kann allein die Mutter tun!"

„Ja nun liegt es an mir, Euch aber danke ich von Herzen, Dr. Gentili! Ihr habt mir den besten Dienst getan, nicht Christoph allein, auch mir. Bleibt mein Helfer fürderhin. Ich fürchte, seine Seele ist zu leicht, um das Schwere zu ertragen, sein Gemüt zu verstört, um wieder ganz zu sich zu finden. Wie soll ich ihm helfen?"

„Bringt ihm, was der Frühling an Schönem bietet. Macht ihm weit die Fenster auf! Laßt ihn die Wolken sehen und den Zug der Vögel. Ermuntert ihn, wieder die Geige zu spielen, und lehrt ihn wieder alles zu lieben, was um ihn lebt. Nur die Liebe vermag zu heilen, was in ihm zerstört ist! Und nun, lebt wohl, Signora!"

Agnes tat nach diesem Rate. Christoph tastete über die zarten Blüten, die sie ihm brachte. Er nahm die jungen, sprießenden Blätter dankbar in seine Hände, als wolle er daran leibhaftig den Frühling greifen. Stundenlang saß er im hohen Polsterstuhle vor dem Hause und blickte zu den Gipfeln empor, die noch im Schnee des Winters glänzten, so hell auch der Frühlingshimmel über ihnen stand. Doch all dies blieb nur ein fernes, zärtliches Erinnern, nicht mehr. Es reichte nicht in die dunkle Gegenwart seines Wesens hinab. „Die Geige?", er schüttelte den Kopf, „sie hat keinen Klang mehr, seit der Vater tot ist."

Ja, nun sah es Agnes: Der Knabe Christoph war in jener furchtbaren Nacht gestorben. Christoph, der Mann, aber stand vor dem unerbittlichen Schicksal, das ihm sein „Schuldig" ins Antlitz schleuderte. Vor dieser grausamen Anklage verwehten die letzten Träume der Jugend ins Nichts.

„Mein ganzes Leben, wenn ich jemals noch einen Sinn darin finden kann, muß eine einzige Sühne werden für diese Schuld!" sagte er ein anderes Mal.

Dann kam die Stunde, da die Mutter fragte, was sie Tag für Tag auf dem Herzen getragen und mühsam nur verschwiegen hatte: „Willst du nicht heim, Christoph?"

Da fiel von neuem jene fremde, düstere Gewalt über ihn: „Niemals! Niemals! Ich kann Lukas nicht, nicht Anselm in die Augen sehen, ohne daß nicht jedes Wort, das sie zu mir sprechen, zum Fluche würde, jedes Zeichen zum brennenden Male. Eine Qual würde mir dieses Leben auf Fioll. Nein, laßt mich! Mutter, geht, geht!"

Ins Innerste getroffen, sah Agnes, wie schwer krank Christoph war. Ihre Worte erreichten sein Ohr nicht, ihre Liebe reichte nicht mehr an sein Herz. Als lebe er in einer anderen Welt, so ferne war Christoph. Einsam und ratlos. Eine Mutter in ihrem Schmerz.

Als sie einmal mehr die Worte Dr. Gentilis überdachte, kam ihr der Gedanke an Ev wieder. In ihrer großen Liebe zu Christoph hatte sie nur an sich selbst gedacht.

Nun begann sie, ihm von Ev zu erzählen. Weniges nur, Alltägliches, das so am Rande geschah. Wie vortrefflich Ev sich in der letzten Zeit entwikkelt hatte, nicht nur der Gestalt nach, auch in der Harmonie und Ausgeglichenheit ihres Wesens, wie flink und brav sie nun auf Tschelm ihre Arbeit verrichtete und so der Mutter eine gute Hilfe und den Mägden ein Vorbild sei. Ein wenig rasch sei sie ja aufgeschossen, zu rasch vielleicht. Sie hätten auf Tschelm um ihre Gesundheit gebangt. Doch Ev hätte ihnen nur herzlich ins Gesicht gelacht. Lebendig und gesund sei sie wie ein Fisch im Wasser. Jetzt trüge sie schon die Tracht der heiratsfähigen Mädchen. Im Dorfe sagten sie, so eine wie Ev müsse man weitum im Lande suchen.

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Eine fromme Seele, die unbekannt bleiben will, hat uns gebeten, neben der Fatima Burse für arme Priesterstudenten noch eine zweite Burse zu beginnen, und zwar nicht, wie die Fatima Burse, für arme Buben im Kolleg, die Priester werden möchten, sondern für arme Seminaristen. Es wurden uns auch gleich $1,549.87 für die neue Burse eingesandt. Da unser Priesterseminar zu Battleford dem hl. Karl Borromäus geweiht ist, hat Pater Provinzial J. Switallo O.M.I. angeordnet, daß die zweite Burse "St. Karl-Burse" genannt und dem ganz besonderen Schutz des hl. Karl Borromäus unterstellt werde. Wir haben nun also zwei Bursen, hoffend und betend, daß Unsere Liebe Frau von Fatima und der hl. Karl uns helfen, beide Bursen auf ihr Ziel zu bringen.

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$6,548.77
V. Thauberger, Abbey, Sask.	3.00
Joseph Kary, Allan Sask.	5.00
Frank Fiegl, Duncan, B. C.	10.00
Frank Grad, Regina, Sask.	2.00
Karl Kulin, Ottawa, Ont.	2.00
Anton Binder, Vancouver, B. C.	10.00
A. Wegman, St. Gregor, Sask.	4.00
Ida Graf, Blaimore, Alta,	1.00
Mrs. W. Musch, St. Walburg, Sask.	6.00
John Jansen, Salt Lake, Sask.	2.00
John Doerr, N. Vancouver, B. C.	7.45
Mrs. M. Eisler, Moose Jaw, Sask.	2.00
Mrs. Lena Jaschinsky, Claybank, Sask.	2.00
Mrs. Joe Ruckli, Raymore, Sask.	3.00
Mrs. A. Ivanow, Salvador, Sask.	5.00
Ein Freund,	2.00
Joh. & Kath. Ries, Mendham, Sask.	5.00
	$6,620.22

★

St. Karl Burse

Ein Freund	$1,549.87

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Frohes und Froehliches

Der Vater liest aus der Zeitung vor: "Flugzeug aus 300 Metern Höhe abgestürzt, der Pilot und einer der Passagiere, ein bekannter Hamburger Chirurg, waren auf der Stelle tot."
Der Vater läßt die Zeitung sinken und wendet sich vorwurfsvoll an Hänschen: "Komm du mir noch einmal mit Medizin studieren!"

* * *

Nun war also Nottebaum wieder aus Amerika zurück. "Eigenartige Leute dort drüben. Sie zeigen einem stolz die klimageregelte Küche, den Küchenschrank, der so groß ist wie bei uns ein Kleiderschrank, die Geschirrspülmaschine, die automatische Kaffemaschine, und dann, wenn es soweit ist, sagen sie: 'So, jetzt gehen wir ins Restaurant'."

* * *

"Her Bürgermeister, da ist wieder eine Anfrage des Landratsamtes, was unsere Gemeinde zur Unterstützung der Kunst beigetragen hat!" meinte der Gemeindeschreiber des kleinen Ortes.
"Ach, ganz einfach, schreiben Sie, daß wir im vergangenen Jahre achtzig Waggons Kunstdünger bezogen haben!"

Alfred Kerr wohnte einmal einer Generalprobe bei. Nach der Probeaufführung bestürmten die Kritiker den Theaterdirektor: "In diesem Theater klappte rein gar nichts!" meinte einer der Kritiker. Kerr, der schweigend dabeistand, widersprach. "Doch, eines klappte ausgezeichnet!" — "Und was war das?" fragte der Direktor, der sich bei dem namhaften Kritiker eine Unterstützung erhoffte. "Die Klappstühle!" erwiderte Kerr sarkastisch und verließ das Theater.

* * *

Paula Wessely schenkte einem Tapezierer, der ihre Wohnung vorgerichtet hatte, eine Freikarte zur Premiere.
Als sie später die Rechnung bekam, fand sie als letzten Posten eingesetzt: "Für drei Überstunden im Theater: 20 Schilling."

* * *

Zahnarzt: "Ich muß Ihnen, lieber Herr Schneider, eine leichte Narkose geben." — Schneider zieht seine Brieftasche. — "Oh, Herr Schneider, mit der Bezahlung hat es Zeit." — "Nein, nein, ich wollte nur mein Geld zählen."

* * *

Schusterlehrling: "Meister, wenn Ihre Stiefel so sitzen würden wie Ihre Ohrfeigen, dann wären Sie schon längst ein gemachter Mann."

Unser deutsches Gebetbuch

Wir Beten

dient als schönes

Geschenk

Bestellen Sie es sich bitte.

Preis: $1.75

Zu beziehen von:

THE MARIAN PRESS

Box 249 Battleford, Sask., Canada

WE CALL AND DELIVER

CAPITAL DRY CLEANERS

1858 Broad Street PHONE 5552 Regina, Sask.

CLEANING — PRESSING — REPAIRING

Alterations of all kinds—Suits Sponged and Pressed
Country Orders are given Special Attention.

Noonan, Embury, Heald and Molisky

Barristers, Solicitors and Notaries

401 Kerr Blk. Phone 4105

FUHRMANN & COMPANY

MEATS AND SAUSAGES

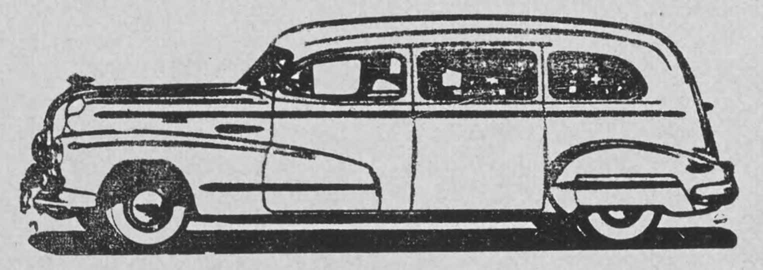
PHONE 7615 REGINA, Sask.

We buy dressed and live Cattle, Hogs and Fowl at the highest market prices.

Corner 10th Ave. and St. John St.

SPEERS FUNERAL HOME LTD.

PHONE 23232



PHONE 4433

DIRECTORS OF FUNERAL SERVICE